pro
Christliches Medienmagazin
2 | 2021
pro-medienmagazin.de

Zurück in die Zukunft

WAS NACH CORONA KOMMT

Klaus Mehler

Fußballer mit Volltreffer fürs Leben

Bettina Limperg

Richterin mit Herz für Ökumene

Siegfried Scherer

Mikrobiologe mit Antworten auf Impfskepsis

Liebe Leserin, lieber Leser,

wohl kaum ein Wort steht seit Kurzem derart symbolisch für die Pannen in der Corona-Krise wie der Begriff „Osterruhe“. Um das Infektionsgeschehen einzudämmen, hatte die Bund-Länder-Runde in einer Nachtsitzung beschlossen, das öffentliche Leben noch stiller zu legen als bisher. Zwei Tage später kassierte Kanzlerin Angela Merkel den Beschluss wieder ein und bat – wie man es kaum je von einem Regierungschef gehört hat – die Menschen um Verzeihung. Diese verpatzte „Osterruhe“ steht für das Hin und Her der politischen Krisenstrategie; für überforderte Mächtige, die manchmal ganz schön ohnmächtig sind; für die zunehmende Pandemie-Müdigkeit von uns allen; für Zweifel, die zur Verzweiflung werden können – aber dennoch auch für Hoffnung auf Besserung.

Fest steht: Das Virus, das verbockte Lockdown-Management und die Impf-Verzögerungen hinterlassen Spuren in unseren Seelen und in unserer Gesellschaft. Wann werden wir uns wieder ganz unbeschwert treffen können? Oder schön Essen gehen und ein Konzert genießen? Werden wir uns jemals wieder die Hände schütteln? Wie werden wir in Zukunft einkaufen, reisen, arbeiten? Einige Fragen hat pro-Redakteurin Anna Lutz für diese Ausgabe genauer untersucht (Seite 6): Wie ergeht es den Kindern im Lockdown? Wie haben Seelsorger das einsame Sterben erlebt? Und wie werden unsere Gemeinden nach der Pandemie aussehen? Absehbar ist: Es wird eine andere Normalität geben als früher – aber das muss nicht nur negativ sein.

Der Mentaltrainer und Christ David Kadel rät in der Krise zu mehr Dankbarkeit. Im Interview (Seite 12) erklärt er, warum es wichtig ist, mit welchen Inhalten wir uns beschäftigen, um seelisch gesund zu bleiben. Und auch Humor tut gut, wie Sie auf Seite 14 lesen werden.

Als am 23. März die Medien die so schlecht geplante „Osterruhe“ vermeldeten, war mir gar nicht nach Lachen zumute. An diesem Tag las ich in der Herrnhuter Losung: „Habe ich dir nicht geboten: Sei getrost und unverzagt?“ (Josua 1,9). Das sagt Gott zu Josua, der den Auftrag von Mose übernimmt, das Volk der Israeliten in das verheißene Land zu führen. Ein neues Land, neue Lebensperspektiven, aber auch Ungewissheit: Vielleicht bringt die Pandemie auch uns in ein „neues Land“. Mit dem lebendigen Gott an unserer Seite können wir getrost hineingehen und es gestalten.

Ich wünsche Ihnen eine ermutigende Lektüre!

Christoph Irion

Titel: Corona-Dämmerung
Wie das Virus unsere Zukunft verändert 6
Titel: „Kirchen haben die Kernkompetenz, zu ermutigen“
David Kadel über Mutmacher in der Krise 12

MEDIEN

„Humor ist ein Türöffner“
Was Glauben und Lachen miteinander zu tun haben 14
Verloren im Informations-Dschungel?
Im Internet braucht es besondere Kompetenzen 18
Torschütze erzielt mit Jesus Volltreffer
Klaus Mehlers Tor lief in der ARD-Sportschau, sein eigentlicher Volltreffer ist ein anderer 20
Vor wem sollte ich mich fürchten?
Ein Impuls über gute und schlechte Nachrichten 23

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.
Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.
Bestellen Sie proKOMPAKT kostenlos!
www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 5 66 77 00

Wirtschaftsethiker Harald Bolsinger

POLITIK

„Ich bin versucht zu sagen: mRNA-Impfstoffe sind ein Geschenk Gottes“
Der Mikrobiologe Siegfried Scherer im Interview 24

Die First Lady der russischen Opposition
Ein Impuls von Wolfram Weimer 27

Die Kirche der Demokratie
Die Paulsgemeinde in Frankfurt hat ein besonderes historisches Erbe 28

Auch am anderen Ende der Kette stehen Menschen
Das geplante Lieferkettengesetz trifft bei Christen auf Zustimmung 32

GESELLSCHAFT

Land im Dunkeln
Armenien zwischen Existenzängsten und Hoffnung 34

„Das Grundgesetz ist eine kluge Verfassung“
Bettina Limperg im Gespräch 38

Liebe Lesende …
Zur Diskussion über gerechte Sprache 42

PÄDAGOGIK

Wie viel Mut tut gut?
Eine Kolumne von Daniel Böcking 45

KULTUR

Musik, Bücher und mehr
Neuerscheinungen kurz rezensiert 46

Meldungen 4
Leserbriefe 41

IMPRESSUM

www.blauer-engel.de/uz195
- ressourcenschonend und umweltfreundlich hergestellt
- emissionsarm gedruckt
- überwiegend aus Altpapier

RG4

Dieses Druckerzeugnis wurde mit dem Blauen Engel gekennzeichnet.

Herausgeber Christliche Medieninitiative pro e.V.
Charlotte-Bamberg-Straße 2 | 35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 5 66 77 00 | Telefax (0 64 41) 5 66 77 33
Vorsitzender Michael Voß
Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktion Dr. Johannes Blöcher-Weil, Nicolai Franz (Redaktionsleiter Digital), Norbert Schäfer, Martin Schlorke, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert (Redaktionsleiter Print), Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 5 66 77 77 | Adressverwaltung (0 64 41) 5 66 77 52
Anzeigen Telefon (0 64 41) 5 66 77 67 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christliche Medieninitiative pro e.V.
Druck Bonifatius GmbH Druck - Buch - Verlag, Paderborn
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto Ekaterina Shakharova

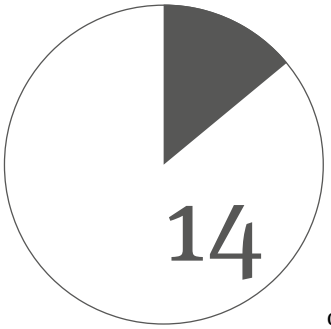
Japanexperterna.se | CC BY-SA 2.0

Wer sein Smartphone auch mal weglegt, lebt stress- und schmerzfreier

Smartphone-Sucht verursacht körperliche Beschwerden

Eine Studie der Universität Tel Aviv hat einen direkten Zusammenhang zwischen Smartphoneabhängigkeit und Anzeichen für Stress hergestellt. Die Forscherin Pessia Friedmann-Rubin und ihr Team machten sich einen einzigartigen Umstand der israelischen Gesellschaft zunutze: Ultra-orthodoxe Juden haben „koschere“ Handys. Sie meiden bewusst bestimmte Apps oder Social-Media-Kanäle. Dadurch gibt es eine klare Vergleichsgruppe gegenüber den säkularen Israelis.

Untersucht wurden für die Studie 600 Smartphone-Nutzer im Alter von 18 bis 35 Jahren. 29 Prozent der Säkularen haben Kieferschmerzen, hingegen nur 14 Prozent der Orthodoxen. Ein ähnlicher Unterschied besteht bei Schlafstörungen. 54 Prozent der Säkularen haben Schlafprobleme, aber nur 20 Prozent der Orthodoxen. Es sei ein klarer Verhaltensunterschied gefunden worden. Dieser lasse den Schluss zu: Je mehr jemand sein Mobilgerät nutze, desto mehr treten Stress-Symptome auf, sagte die Forscherin. Sie sei nicht gegen moderne Technik, doch eine exzessive Nutzung habe eben negative Folgen. | **JONATHAN SCHRADI**



14 prozent

der Kirchenmitglieder sind laut einer Studie „Fan“ ihrer Organisation, das heißt, sie sind zufrieden und emotional an die Kirche gebunden. Entscheidend dafür ist, für wie glaubwürdig die Mitglieder ihre Institution halten. Bei den Protestanten sagen 40 Prozent, ihre Kirche sei „sehr glaubwürdig“, von den Katholiken nur halb so viele. In Sachen Transparenz sieht es dürftiger aus: Ein Viertel der evangelischen Kirchenmitglieder bescheinigen ihrer Kirche, „sehr transparent“ zu sein, von den katholischen geben das lediglich acht Prozent an. Von 14 untersuchten Organisationen wie Sportvereinen, Berufsverbänden oder Parteien liegen die Kirchen damit auf dem letzten Platz. Ganz vorn liegen Natur- und Umweltschutzorganisationen. Das ergab die bundesweite Studie „Fanfocus Deutschland Verbände 2021“ des Marktforschungsunternehmens 2HMforum. | **JONATHAN STEINERT**

Drei Fragen an …

… Günther Klempnauer. Der Pastor, Pädagoge und Publizist aus Siegen, im März 85 Jahre alt geworden, hat im Laufe seines Lebens unzählige prominente Menschen interviewt und darüber auch geschrieben. Gerade erschienen ist sein Buch „Glaubwürdig. Jahrhundertzeugen im Gespräch über Gott in ihrer Welt“.

pro: Welche Frage haben Sie bei Ihren Begegnungen mit Politikern, Musikern, Sportlern oder Wissenschaftlern immer gestellt?

Günther Klempnauer: Ich habe überhaupt keine Frage gestellt, sondern die Menschen einfach erzählen lassen. Mir geht es letztlich nicht um meine Fragen, vielmehr um die Fragen des Gegenübers. Bevor ich ein Interview führe, auch für meine Reihe beim katholischen Fernsehsender K-TV, setze ich mich mit der Biographie meiner Gesprächspartner auseinander. So kann ich ihnen das Gefühl geben, dass ich sie verstehe. Ich gewinne ihr Vertrauen.

Und doch geht es Ihnen ja um letztlich sehr existentielle Fragen …

Ja, mich interessieren diese drei Sinn-Fragen: Woher komme ich? Wozu lebe ich? Wohin gehe ich? Deshalb wähle ich Gesprächspartner, die auf diese Fragen eine Antwort finden oder finden wollen. Ich suche für meine Porträts Leitbilder, nicht nur, aber auch für junge Menschen.

Sollten Sie dem Buch Ihres Lebens einen Titel geben, welchen würden Sie wählen?

„Du bist bei mir.“ Denn was auch immer passiert, auch in schweren Zeiten weiß ich mich in Gottes Hand.

Vielen Dank für das Gespräch! | DIE FRAGEN STELLTE CLAUDIA IRLE-UTSCH

Foto: Claudia Irle-Utsch

Günther Klempnauer hat zahlreiche Promis interviewt wie Bundespräsident Gustav Heinemann, den Schauspieler Johannes Heesters oder den neunfachen amerikanischen Leichtathletik-Olympiasieger Carl Lewis. In den Gesprächen ging es immer auch um Gott.

Die Welt dreht sich nicht nur um Corona

Immer wieder fallen relevante Themen, die das gesellschaftliche Leben betreffen, unter den Redaktionstisch. Im vergangenen Jahr überschattete die Corona-Pandemie die Medienwelt, sodass auffallend viele Themen nicht ausreichend in den Medien abgebildet wurden, so das Fazit der „Initiative Nachrichtenaufklärung“ (INA) und des Deutschlandfunks. Sie stellen jedes Jahr die Top Ten der „vergessenen Nachrichten“ vor. Rang 5 belegen für den Zeitraum März 2020 bis 2021 Sozialunternehmen, die oft finanzielle Not leiden. Einen globaleren Blick zeigt das Thema auf Rang 9: die Menschenrechtslage in Nigeria. Auf Rang 1 der zu wenig beachteten Themen steht das Netzwerkdurchsetzungsgesetz. Neben dem unzureichenden Datenschutz und der verlangsamten Digitalisierung bestehe die Gefahr des „Overblocking“ – dass Inhalte gesperrt oder gelöscht werden, ohne verfassungswidrig zu sein. Die Meinungs- und Pressefreiheit könne somit unter Druck geraten.

Der gemeinnützige Verein INA zeigt Defizite in der Medienbranche auf. Jeder kann bedeutende Nachrichten, die nicht in den Medien publik gemacht werden, einreichen. Eine Experten-Jury kürt jährlich die Top Ten der vergessenen Nachrichten. | JOHANNES SCHWARZ

Foto: Tim Reckmann, flickr

Die Corona-Pandemie war in den Medien das beherrschende Thema der vergangenen Monate

Corona-Dämmerung –

Wie das Virus die Zukunft verändert

Die Corona-Pandemie wird Deutschland noch dann im Griff haben, wenn das Virus längst unter Kontrolle ist. So tief haben die Maßnahmen zum Schutz der Bevölkerung in das Leben eingegriffen, dass sich ihrer Wirkung auch langfristig kaum jemand entziehen kann. Kinder müssen das Lernen neu lernen. Angehörige werden damit leben müssen, dass sie Sterbende nicht verabschieden konnten. Und die Kirche muss sich neu erfinden. | VON ANNA LUTZ

In der Coronakrise haben manche Gemeinden durch Online-Angebote Menschen erreicht, die nie in die Kirche gekommen wären. Aber wer bisher nur aus Tradition in die Kirche ging, wird ihr nach Corona wohl fernbleiben.

Masken, Abstand, Singverbot, Gottesdienste online: In dreizehn Monaten Pandemie haben sich die Deutschen an mehr gewöhnt, als sie jemals für möglich gehalten hätten. Nun bricht sich Hoffnung Bahn. Impfungen sind möglich, kostenlose Testungen ebenfalls, viele hoffen auf den Sommer, kluge politische Strategien und ein Zurück zum Alten. Doch kann es einen Weg in die Gewohnheiten der Vergangenheit geben? Wohl nur bedingt. Das Virus hat tief in unser aller Leben eingegriffen. Es hat nicht nur die Art beeinflusst, wie wir uns in dieser Gesellschaft bewegen. Es hat auch unser Sterben verändert. Unsere Kinder. Und unsere Kirchen. Das wird Folgen haben, auch über die Pandemie hinaus.

Corona und die verlassenen Kinder

Monate ohne Kita, Schule, Sportvereine, Freundeskreis und Kindergottesdienst – der Corona-Lockdown trifft ausgerechnet die Jüngsten besonders hart. Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Heinrich Bedford-Strohm, erklärte jüngst mit Blick auf die Kinder via Facebook: „Ängste nehmen zu, auch Depressionen." Und weiter: „Wenn wir darüber nachdenken, was sich in der Zeit nach der Pandemie ändern muss, dann gehört das zu den Prioritäten: Deutschland muss ein kinderfreundliches Land werden, in dem jedes Kind nicht zuerst etwas leisten muss, sondern einfach sein darf." Der Präsident des Deutschen Kinderschutzbundes, Heinz Hilgers, warnte in der Neuen Osnabrücker Zeitung, es müsse davon ausgegangen werden, dass die Dunkelziffer von Gewalttaten gegen Kinder während des jüngsten Lockdowns ganz erheblich gestiegen sei. Die Kinder würden nicht gesehen: „Sie verschwinden buchstäblich im Dunkeln."

Studien geben Bedford-Strohm und Hilgers recht. Die sogenannte COPSY-Studie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf stellt fest: „Fast jedes dritte Kind leidet ein knappes Jahr nach Beginn der Pandemie unter psychischen Auffälligkeiten." Gereiztheit, Einschlafprobleme, Kopfschmerzen, Niedergeschlagenheit und Bauchschmerzen zählen zu den Symptomen, die bereits 2020, also vor dem zweiten Lockdown, bei Kindern zugenommen haben. Christoph Correll, Professor für Psychiatrie und Molekularmedizin in New York und Direktor der Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Berliner Charité, forscht ebenfalls zur Situation der Kinder in der Coronakrise. Im klinischen Alltag beobachtet er, dass seit 2020 mehr Mädchen mit Essstörungen und zudem mit stärkeren Ausprägungen der Erkrankung behandelt werden. Depressionen bei Kindern hätten zugenommen, zudem habe man in Berlin mehr Fenstersprünge junger Menschen beobachtet als in den Jahren zuvor: „Unsere Sorge ist, dass die Suizidalität ansteigt", sagt er im Gespräch mit pro. Zudem suchten die Kinder und ihre Eltern später Hilfe als vor der Pandemie. Seine Erklärung: Die soziale Kontrolle falle im Lockdown weg. Weder Lehrer noch Ärzte hätten die Kinder im Blick – und zu Hause beschäftigten die Eltern oft andere Sorgen. Die Kinder wiederum seien auf sich selbst zurückgeworfen und litten unter dem Getrenntsein von Freunden. Bei jüngeren Kindern beobachtet er Angststörungen und Panikattacken. Manche Kinder wollten sich nicht mehr unter Menschen begeben oder gar in die Kita gehen, litten unter Trennungsängsten, Depressionen oder Aggressionen.

Eltern rät Correll, auf Warnsignale zu achten. Bei ganz jungen Kindern sei es auffällig, wenn sich Schlafrhythmus oder -dauer deutlich ändere, der Appetit ausbleibe oder der Nachwuchs plötzlich übermäßig viel esse. „Viel Weinen oder extreme Anhänglichkeit – auch das sind Zeichen für ‚Mir geht es nicht gut'", ebenso wie Lethargie, Antriebslosigkeit, suizidale Gedanken oder selbstverletzendes Verhalten. Correll ist sich aber auch sicher: „Es gibt keine ‚Generation Covid'. Kinder können sich insgesamt gut auf neue Situationen einstellen." Hauptsächlich jene mit Vorbelastungen seien gefährdet, in Krankheiten abzurutschen. Damit meint er einerseits, dass junge Menschen schon zuvor unter psychischen Auffälligkeiten gelitten haben. Oder aber, dass sie aus instabilen Verhältnissen kommen, die psychische Probleme noch befördern. „Eltern müssen ihren Kindern im Lockdown Sicherheit bieten sowie Normalität und Struktur schaffen, wo das möglich ist."

Die Ärmsten allein gelassen

Davor, dass die Coronamaßnahmen gerade jene abhängen, die ohnehin schon am Rande der Gesellschaft stehen, warnt auch Bernd Siggelkow. Der Gründer des Hilfswerks „Die Arche" in Berlin hilft Kindern aus prekären Verhältnissen mit Hausaufgabenbetreuung oder einem Mittagstisch und Freizeitangeboten. Seit Beginn der Coronapandemie hat sich die Arbeit der Arche grundlegend verändert. Anstatt in den eigenen Einrichtungen unterrichten die Mitarbeiter die Kinder jetzt zu Hause – digital oder im direkten Kontakt. Auf eigene Faust hat die Organisation Familien mit Laptops und Smartphones ausgestattet, viele der Sozialarbeiter halten per Whatsapp den Kontakt zu ihren Schützlingen, es gibt einen täglichen Livestream, das Mittagessen wird geliefert. Nur einen Bruchteil der Kinder sehen die Mitarbeiter tatsächlich in den Arche-Einrichtungen. „Schadensbegrenzung" nennt Siggelkow das, was die Arche derzeit leisten könne, mehr nicht.

Bernd Siggelkow mahnt: Die Politik lässt die Ärmsten alleine. „Wir sehen extrem übergewichtige Kinder, bleich im Gesicht, weil sie nur noch vor dem Computer hängen", berichtet er. Homeschooling überfordere die Familien, die meisten seien nicht einmal mit einem Drucker ausgestattet. Ein gesundes Mittagessen über die Schulen entfalle, daheim stehe stattdessen regelmäßig Fastfood auf dem Tisch, wenn die Arche nicht helfe. Die Eltern selbst seien nicht in der Lage, das aufzufangen, fühlten sich oft selbst überfordert: „Das Aggressionspotential in den Familien ist hoch. Auf engstem Raum kann jede Kleinigkeit zur Explosion führen." Siggelkow vermutet eine riesige Dunkelziffer bei der häuslichen Gewalt. Denn die Hämatome der Kinder sehe derzeit niemand. „Diese Kinder werden alleingelassen vom System", sagt Siggelkow. Er klingt bitter. Das Hilfesystem sei durch die Coronamaßnahmen derart eingeschränkt, dass man das Gefühl haben könne, die Menschen existierten gar nicht mehr. Und das gelte auch für die Verlautbarungen der aktuellen Politik: „Nach jeder neuen Erklärung zur Coronapolitik verbringe ich erst einmal eine halbe Stunde damit, eine Übersetzung für unsere Familien zu schreiben", berichtet Siggelkow. „Die Politik lässt die Schwachen auf der Strecke."

Foto: Jiri Benedikt

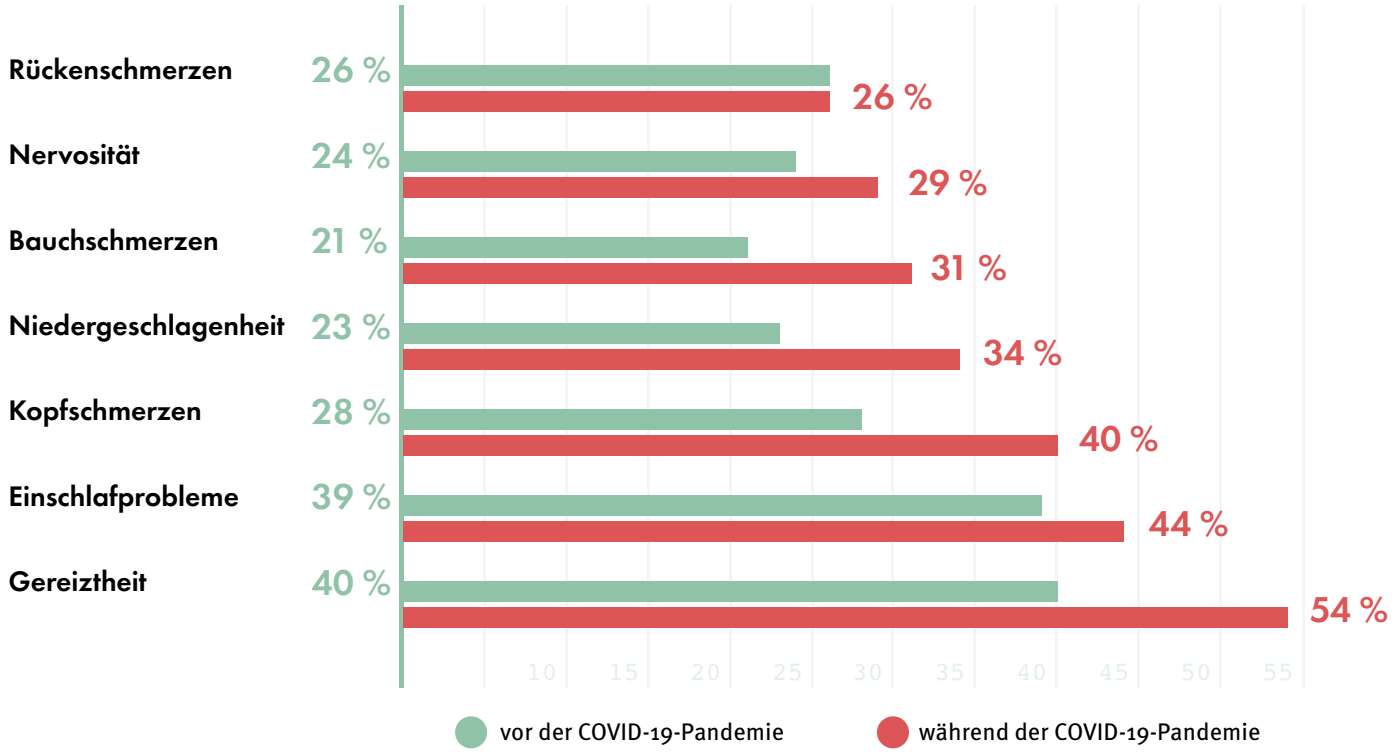
Eltern gefragt: Kindergottesdienst zuhause

Einig sind sich die Experten also über eines: Kinder, denen es vor der Coronakrise gut ging, kommen eher gut durch die schwere Zeit. Kinder, die es zuvor schwer hatten, leiden nun massiv. Das sagt auch Bettina K. Hakius. Sie ist Dozentin an der Biblisch-Theologischen Akademie am Forum Wiedenest, einer freikirchlichen Ausbildungsstätte. Sie begleitet unter anderem Jugendmitarbeiter und -referenten und hat vor ihrer Tätigkeit auch in der familiären Krisenintervention im Auftrag des Jugendamtes gearbeitet. „Die Familiensituation ist für die Kinder derzeit – im Guten wie im Schlechten – ihr Schicksal“, sagt sie. Als Beispiel nennt sie das Thema Digitalisierung. Jedes Schulkind sei nun darauf angewiesen, mit dem Internet zu arbeiten. Wichtig dabei sei aber eine unterstützende Begleitung der Eltern, „sonst gleichen die elektronischen Medien einer Wildnis, in der man leicht verloren gehen kann“.

Kinderstunden müssen derzeit pausieren, das bedeutet auch: Eltern sind neu herausgefordert, ihren Kindern den Glauben an Gott zu vermitteln. Hakius sieht durch die Schließung der Kindergottesdienste und christlichen Jugendeinrichtungen die Gefahr, dass Kinder sich von religiös-spirituellen Lebensthemen und Gemeinschaften entfremden. Digitale Angebote können das ihrer Meinung nach nur bedingt ausgleichen. „Gott hat uns Ganzheitlichkeit geschenkt – die geht verloren, wenn wir uns nur vor Bildschirmen sehen“, sagt Hakius. „Christsein hat etwas damit zu tun, gemeinsam unterwegs zu sein“, findet sie. Je jünger die Kinder seien, umso mehr benötigten sie tatsächliche Begegnungen: „Kinder müssen schmecken, sehen, fühlen – und wenn wir ehrlich sind, wir Erwachsene eigentlich auch.“

Deshalb seien nun die Eltern mehr denn je gefragt, ihre Kinder spirituell anzuleiten, etwa durch Hausgottesdienste, gemeinsames Abendmahl, Andachten, Rituale wie Abend- oder Morgengebete. „Eltern müssen neu lernen, ihre Kinder mit hineinzunehmen in den Glauben“, sagt Hakius. Letztendlich könne das auch das Glaubensleben der Erwachsenen bereichern.

Psychosomatische Beschwerden von Kinden und Jugendlichen



Quelle: COPSY-Studie; Online-Befragung unter 1.040 Kinder und Jugendlichen sowie 1.586 Elternteile im Mai/Juni 2020; Auftreten der Beschwerden mindestens einmal pro Woche

Corona und die einsam Sterbenden

Fast wäre Pfarrer Sebastian Anwand zu spät gekommen. Wenige Tage vor Weihnachten vorigen Jahres erhält er die traurige Nachricht: Eines seiner Gemeindeglieder liegt im Sterben. Schon seit Monaten betreut der Seelsorger aus Greifenstein im Westerwald den Mann – bisher im Pflegeheim, wo jener seit längerem untergebracht war. Nun sei er ins Krankenhaus gekommen, berichten ihm die Angehörigen am Telefon. Es sei ihrer und auch des Sterbenden Wunsch, dass Anwand ihn auch dort besuche und auf dem letzten Weg begleite. Als der Pfarrer sich aber ans Krankenhaus wendet, wird er kurz angebunden abgewiesen: Seelsorger gebe es auch hausintern, jemand von außer-

halb sei nicht erwünscht. „Es war klar, es bleibt nicht mehr viel Zeit, und ebenso schien festzustehen: Es gibt für mich keinen Weg in das Krankenhaus“, berichtet Anwand gegenüber pro, und zeigt sich empört: „Als könne ein fremder Seelsorger einfach mal einspringen. Ich war dem Mann doch vertraut.“ Und das Besuchsverbot geht noch weiter: Selbst der Ehefrau wird der Zutritt nach Aussage der anderen Angehörigen verweigert.

Deutschland befindet sich zu dieser Zeit in einer schwierigen Lage: Die Coronazahlen steigen massiv an, zugleich steht Weihnachten vor der Tür und die Bundesregierung hat Ausnahmen geschaffen, damit Familienbesuche trotz Kontaktsperren möglich sind. Den Mann, der gerade seinen letzten Weg geht, soll dennoch kein Vertrauter sehen können.

Geschichten wie diese kennen Sterbebegleiter bereits aus dem vergangenen Frühjahr: Als das Land sich in seinen ersten Lockdown begab, machten auch die Krankenhäuser, Pflegeheime und Hospize für Besuch von außen dicht. Die Angst war groß, mit den Angehörigen und Seelsorgern auch dem Corona-Virus die Türen zu öffnen, das zu diesem Zeitpunkt vor allem unter älteren Menschen wütete. Doch schnell regte sich Kritik an der Maßnahme. „Da steht einfach die Menschlichkeit des Sterbens infrage“, mahnte der Kulturbeauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland, Johann Hinrich Claussen, im April und fand deutliche Worte: „Manchmal frage ich mich und fragen sich immer mehr Menschen, ob wir nicht in die Gefahr geraten, Menschen zu Tode zu retten, deren Lebensende absehbar ist.“

Im Laufe des Jahres und mit zunehmendem Wissen um das Virus und schutzbringende Maßnahmen änderten sich die Bestimmungen. Die Länder führten etwa Ausnahmeregelungen für Seelsorger in Krankenhäusern und anderen Einrichtungen ein. Für Berlin klingt das aktuell zum Beispiel so: „Besuche durch mit der Seelsorge betraute Personen (…) sind stets zulässig.“ Sachsen sieht ausdrücklich Ausnahmen von Besuchseinschränkungen zum Zweck der Sterbebegleitung vor. Hessen, Pfarrer Anwands Einsatzgebiet, ebenfalls, genauso wie Brandenburg. Nordrhein-Westfalen verordnet: Seelsorgerische Besuche in Krankenhäusern müssen infektionsschutzgerecht ermöglicht werden. Und dennoch gibt es bis heute Fälle, in denen das Besuchsrecht verwehrt wird. Der Grund: Die Einrichtungen haben das Recht, ihre Regeln weitgehend selbst und unabhängig von den Landesweisungen zu bestimmen.

Catharina Jebe-Akakpo, Leiterin des Ambulanten Caritas-Hospizes im Erzbistum Berlin und damit Chefin vieler ehrenamtlicher Sterbebegleiter, berichtete jüngst gegenüber pro, die Begleitung von schwerkranken und sterbenden Menschen in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen sei derzeit kaum möglich. „Ich bin sehr traurig, dass wir die Menschen in dieser Zeit nicht unterstützen können.“ Ilona Schütz leitet den Hospiz- und Familienbegleitdienst bei der Johanniter-Unfall-Hilfe in Berlin. Sie sagt: „Jeder Träger hat andere Vorschriften.“ In Krankenhäusern seien ihre Ehrenamtlichen derzeit überhaupt nicht mehr tätig. Viele Pflegeleitungen seien unsicher, was in Coronazeiten ermöglicht werden könnte – und setzten deshalb im Zweifel eher auf Sicherheit und damit Besuchsverbote. „Wir haben in den vergangenen zwölf Monaten gesehen: Die Würde des Menschen ist sehr wohl antastbar“, sagt die gelernte Krankenschwester.

Ihre Tochter Alicia Schlösser ist eine ihrer ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen. Sie berichtet gegenüber pro von den Maßnahmen, die in ihrem Fall nötig sind, wenn der Besuch eines Sterbenden erlaubt ist: Es erfolge ein Coronatest vor jedem Besuch. Sie trage dann beim direkten Kontakt einen Kittel, FFP2-Maske, Gesichtsschild und Handschuhe. „Wir machen immer mal wieder Witze darüber, wie ich dann aussehe“, sagt sie mit Blick auf einen Herrn, den sie derzeit begleitet. Doch bei allem Humor – hat ein solcher Aufzug nicht Einfluss auf das seelsorgerliche Verhältnis? „Ich denke, es dauert länger, Beziehungen aufzubauen“, sagt Schlösser. Sie selbst habe sich angewöhnt, ihre Mimik unter der Maske immer etwas zu übertreiben, damit die Sterbenden sie besser wahrnehmen. Auch bei der Stimmlage überzeichne sie etwas. Bei der Caritas gehen die Mitarbeiter noch weiter: Jebe-Akakpo berichtet von digitalen Sterbebegleitungen via Bildschirm oder am Telefon.

> „Ich frage mich, ob wir nicht Menschen zu Tode retten, deren Lebensende absehbar ist.“

Unabhängig voneinander berichteten pro verschiedene Sterbebegleiter aber auch, dass sie auf das Handhalten ohne Handschuhe nicht verzichten. Der letzte Weg ohne Körperkontakt – viele halten das für unmenschlich.

Ilona Schütz von der Johanniter-Unfallhilfe zeigt Verständnis für viele der Maßnahmen in den Krankenhäusern. Dennoch hat sie Verbesserungsvorschläge: Spezielle Räume in den Einrichtungen für die Sterbebegleitung würden helfen, sagt sie, denn damit ein Seelsorger überhaupt zu einem Patienten darf, müsse dieser in einem Einzelzimmer liegen. Außerdem wünscht sie sich eine ausgedehntere Teststrategie in den Häusern sowie mehr Personal, das speziell dafür zuständig wäre. „Die Hürden und die Angst vor Ansteckungen sind derzeit wirklich sehr hoch.“

Das bestätigt auch Christoph Radbruch, Vorsitzender des Deutschen Evangelischen Krankenhausverbands: Zwar habe sich die Lage in den Häusern seit Sommer 2020 verbessert. Ehrenamtliche Seelsorger von außerhalb der Einrichungen hätten es aber nach wie vor schwer, in die Einrichtungen zu kommen. Grund dafür seien neben den rechtlichen Regelungen der Länder und Kreise auch die kurzen Verweildauern der Patienten auf den Stationen. Externe Seelsorger so mit Schutzausrüstung und Tests auszustatten, dass sie coronakonform zu den Patienten könnten, sei ein erheblicher Aufwand „für Krankenhäuser, die derzeit ohnehin an der Belastungsgrenze sind“, versucht Radbruch die Einschränkungen zu erklären. Dennoch appelliert er an die evangelischen Einrichtungen, auch ehrenamtliche Sterbebegleitung so weit wie möglich zuzulassen.

Pfarrer Anwand darf am Ende noch zu seinem sterbenden Gemeindeglied. Am Heiligabend erreicht ihn ein Anruf des Krankenhauses, er könne nun doch kommen. Am selben Tag darf auch die Ehefrau ihren Mann ein letztes Mal sehen. Woher der Sinneswandel kam, weiß der Pfarrer bis heute nicht. „Ich habe seine Hand halten dürfen und wir haben gemeinsam ein Osterlied gesungen“, erinnert er sich. Wenige Stunden später stirbt

der Mann. In seinen letzten Stunden wird er von seiner Ehefrau begleitet, allein sterben muss er nicht. Viele andere bekommen diese Chance in Corona-Zeiten nach wie vor nicht. Trauerbewältigung und Seelsorge wird auch deshalb nach der Pandemie gefragter sein denn je.

Corona und die Kirche der Zukunft

Mit einem Klick zum Gottesdienst – für viele Christen in Deutschland ist das seit Monaten sonntägliche Routine. Die Kleinen sitzen vor dem iPad und schauen den Kindergottesdienst auf YouTube, für die Eltern geht es zu Zoom oder Facebook, entweder zur Liveübertragung des Gottesdienstes oder eben zum Mitmachangebot via Bildschirm, Mikrofon und Kamera.

Zwölf Monate nach dem Beginn der Coronapandemie müssen sich Gemeinden nun vor allem eine Frage stellen: Bleibt das so, auch wenn Präsenzgottesdienste wieder zum risikofreien Unterfangen werden? Denn zwar sehnen sich viele nach Begegnungen zum Anfassen, Umarmungen, Live-Lobpreis und Abendmahl Seite an Seite – doch so mancher wird die bequeme Segnungsvariante vom heimischen Sofa aus ebenso zu schätzen gelernt haben wie die Möglichkeit, die Predigt kurz zu pausieren, um sich einen Kaffee zuzubereiten oder Mittagessen für die Kinder zu kochen.

Wie also sieht die Kirche nach Corona aus? Wie vorher? Digital? Voller oder leerer? Wer wird zurückkehren in den analogen Kirchenraum? Und wer bleibt ganz weg?

Katharina Haubold hat sich schon vor der Pandemie mit der Kirche der Zukunft beschäftigt. Für den Verein „Fresh X-Netzwerk“ unterstützt sie Gemeinden bei Neugründungen und überlegt gemeinsam mit ihnen, wie das Evangelium in der heutigen Zeit erlebbar sein kann. Für sie gibt es kein Zurück zu einer Kirche, wie sie vor Corona war: „So manche Leute werden sich daran gewöhnt haben, sonntags auszuschlafen. Wenn sie in die Gottesdienste kommen, dann suchen sie künftig vor allem Gemeinschaft und nicht bloßen Input für den Kopf“, sagt Haubold im Gespräch mit pro. Liveveranstaltungen – so ihre Prognose – werden dann wahrgenommen, wenn sie bieten, was online nicht möglich ist: Erlebnisse, Atmosphäre, Kreativität und Gemeinschaft – und nicht nur die beste Predigt. „Der Gottesdienst der Zukunft muss ein Ort des Austauschs sein“, ist sich Haubold sicher.

Der Professor für Praktische Theologie an der CVJM-Hochschule Kassel, Tobias Faix, sieht in der erzwungenen Veränderung der Kirchgemeinden eine riesige Chance: „Die Menschen können jetzt schwellenloser an Gottesdiensten teilnehmen“, sagt er, und weiter: „Wir haben Menschen erreicht, die nie in Kirchen gegangen wären.“ So sei gelungen, was analog seit Jahrzehnten nicht mehr geschehen sei: Die Zahl der Gottesdienstzuschauer sei gewachsen. Doch die Gewöhnung ans Digitale wird für die Zukunft Folgen haben. Für Christen sei es selbstverständlicher geworden, leicht aus verschiedenen Angeboten wählen zu können. Damit nehme die Bindung an die Ortsgemeinde, ja sogar an die eigene Konfession, ab. Andererseits gebe es ein starkes Bedürfnis nach Nähe. „Die Kirche der Zukunft ist hybrid“, folgert er deshalb. Analoge Angebote würden bald selbstverständlich neben digitalen stehen.

Nie dagewesene Austrittswelle – und neue Besucher

Wo Faix Wachstum kommen sieht, prognostiziert der Sozialwissenschaftler Daniel Hörsch von der Evangelischen Arbeitsstelle für Mission und Diakonie (midi) eine nie dagewesene Austrittswelle aus den Landeskirchen. Der Grund: Während der Coronazeit gab es kaum Taufen, Hochzeiten oder gar Weihnachtsgottesdienste. Und ein Teil des eher älteren kirchlichen Stammklientels ist an Covid-19 verstorben. Bei den ganz Jungen sind Religionsunterricht und Kindergottesdienste entfallen. Die Folge ist ein Traditionsabbruch im kirchlichen Milieu, der seinesgleichen sucht. „Wir sind nun genötigt, als Kirche den Rückzug des Religiösen ins Private zu begleiten“, sagt Hörsch. Die Kirche der Zukunft, so ist er sich sicher, wird weniger Mitglieder haben. Wer früher aus Tradition kam, wird nun wegbleiben. Dafür aber werden neue Menschen den Kirchenraum suchen – etwa zur Trauerbewältigung nach der Krise. Dazu brauche es in der Zukunft gut gemachte Onlinegottesdienste, digitale Resonanzräume für Trauer und Fragen nach dem Sinn des Lebens, Kreativität und den Willen der Kirchen, dem Menschen zu begegnen und dafür flexibel zu sein.

Glaubt man also den Zukunftsforschern der Kirche, so bietet Corona Belastungen und Chancen zugleich. Was aber sagt die Basis? Denn wahr ist auch: Für Geistliche und Kirchenmitarbeiter stellen die Corona-Entwicklungen eine nie dagewesene Belastung dar. Sie waren innerhalb von Wochen gezwungen, ihre Gemeinden entweder zu digitalisieren, komplett neu aufzustellen oder bis auf weiteres von der Bildfläche zu verschwinden.

Im Bund Freikirchlicher Pfingstgemeinden (BFP) sind nach Schätzungen des Pressesprechers Daniel Aderhold rund drei Viertel der 850 angeschlossenen Gemeinden den Weg der Digitalisierung mitgegangen. Mit der Reichweite habe in der Pandemie auch der Druck auf Gemeindeverantwortliche zugenommen. Denn für spendenfinanzierte Freikirchen gilt: Wer bestehen will, muss auch sichtbar sein. Aderhold beobachtet, dass mancherorts vor allem die ehrenamtlichen Mitarbeiter mit den neuen Umständen überfordert sind. Zu vieles ist neu und zu wenig Zeit war da, um dazuzulernen.

Stefan Piechottka vom Evangelischen Gemeinschaftsverband Hessen-Nassau sagt, alle 65 Gemeinden in seinem Netzwerk hätten sich jüngst digitalisiert. Dabei seien wegweisende Projekte entstanden, eine Kirche etwa habe ein komplettes professionelles TV-Studio eingerichtet. Bei aller Freude über diesen „Zeitsprung“ sieht er auch neu entstandenes Leid. Menschen seien nicht erreicht worden, Konflikte in den Gemeinden aufgebrochen und es fehlten Nähe, geteilte Gefühle, gemeinsame Anbetung und echte Berührungen. „Im Zwischenmenschlichen hat das Digitale Grenzen“, sagt er.

Im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (Baptisten- und Brüdergemeinden) ist laut Sprecher Michael Gruber „die absolute Mehrheit“ den digitalen Weg mitgegangen. Und mehr als das: Um auch die zu erreichen, die eben nicht online sind, hätten Mitarbeiter Telefonpredigten angeboten oder Briefe geschrieben. In einigen Gemeinden aber, die schon vor Corona mit Herausforderungen – etwa Überalterung – zu kämpfen hatten,

Foto: Kelly Sikkema

hätten sich die Schwierigkeiten durch die Distanz in der Pandemie verstärkt.

Was bleibt also nach nun dreizehn Monaten Pandemie und was wird in der Zukunft Bestand haben? Zunächst die Erkenntnis: Gemeinde ist mehr als der Vor-Ort-Gottesdienst. Covid-19, da sind sich alle Experten sicher, war ein Katalysator für eine Entwicklung, die innerhalb der kommenden Jahre ohnehin stattgefunden hätte – nur eben nicht so schnell: Digitalisierung, Dezentralisierung und Individualisierung, drei Grundprinzipien der Postmoderne haben nun endgültig auch die Kirche erfasst. Hinzu kommt aber auch die Sehnsucht nach dem Gemeinsamen, der Berührung und der Nähe. Kirchen sind dem gewachsen, wenn sie einerseits Angebote stärken, die Miteinander und Austausch ermöglichen und andererseits online Präsenz zeigen. Das aber geht nur, wenn sie Synergien zu nutzen lernen. Nicht jede Gemeinde muss in Zukunft alles alleine machen. Vernetzung wird eine größere Rolle spielen – und damit auch die Gemeindebünde und Landeskirchen, die ihre angeschlossenen Werke mehr denn je dabei unterstützen müssen, ihre unterschiedlichen Wege zu gehen.

Zurück in die Zukunft

Wer heute in die Zukunft nach Corona blickt, sieht Licht und Schatten. Da sind jene Kinder, die von der Gesellschaft abgehängt sein werden. Sie müssen den Weg zurück in die Schulen finden und die entstandenen Lücken aufarbeiten. Sozialarbeiter müssen mehr denn je in sie investieren, doch vermutlich wird das kaum reichen, um alle entstandenen Defizite auszugleichen. Kinder werden zudem weniger Kontakt zur Kirche haben. Einerseits weil ihre Eltern ihn nicht wiederfinden. Teenager werden sich andererseits fragen, ob sie überhaupt Bedarf haben, in den Jugendgottesdienst zurückzukehren oder ob sie die entstandene Lücke nicht auch anders gewinnbringend gefüllt haben im vergangenen Jahr. Eltern wiederum könnten gelernt haben, geistliches Leben auch zu Hause zu gestalten. Kinderbetreuung, Bibellese oder gemeinsames Singen werden seltener ausgelagert und bringen auch die Erwachsenen dazu, sich Glaubensfragen neu zu stellen. Eine Win-Win-Situation.

Da sind die einsam Gestorbenen. Nichts bringt sie zurück. Politik, Kirchen und medizinisches Personal werden sich lange daran abarbeiten, welches Leid hier entstanden ist und ob es nicht zu verhindern gewesen wäre. Seelsorger und Psychotherapeuten hingegen werden gefragt sein wie nie. Nach der Pandemie wird es an ihnen sein, Räume der Trauerbewältigung zu eröffnen. Da müssen auch die Kirchen mitwirken und dem Leid der Menschen – nun auch wieder physisch – neu begegnen.

Da sind die Kirchen. Sie werden nie wieder dieselben sein. Digitale Angebote werden neben analogen stehen. Gute Predigten oder perfekte Musik werden weniger entscheidend für den Besuch einer Gemeinde sein, als deren Fähigkeit, Gemeinschaftsgefühl entstehen zu lassen. Wie das geht? Die Kirche der Zukunft wird den Dialog zulassen müssen, statt die Hierarchie zu pflegen. Sie wird die Fragen derjenigen, die neu dazukommen, mindestens ebenso ernst nehmen müssen wie ihre eigenen Antworten. Und sie muss stärker aufs Ehrenamt, Vernetzung und Aufgabenteilung setzen, um die Mitarbeiter nicht vollends zu überfordern. Denn in der Tat ist die Krise für die Kirche eine Chance auf Wachstum. Doch sie muss sie auch nutzen.

David Kadel ist Buchautor, Kabarettist und arbeitet als Mentaltrainer in der Fußball-Bundesliga. Darüber hinaus tritt er als Führungskräfte-Coach auf und berät Unternehmen mit seinem Programm H.E.R.Z.E.N.S.-Coaching.

Foto: David Kadel

„Kirche hat die Kernkompetenz, zu ermutigen“

Als Mental-Trainer hat David Kadel auch vor der Corona-Pandemie Menschen unterstützt. In der Krise sind solche Mutmacher noch wichtiger geworden. Im Interview erzählt er, welchen Beitrag Kirchen und Gemeinden leisten können und warum er von der öffentlich-rechtlichen Berichterstattung enttäuscht ist. | **DIE FRAGEN STELLET MARTIN SCHLORKE**

pro: Als Mental-Trainer begleiten Sie Menschen in Krisen. Wie blicken Sie auf die aktuelle Corona-Krise?

David Kadel: Als Mental-Trainer höre ich im Berufsalltag natürlich auch viel von persönlichen Krisen und Herausforderungen. Das berührt mich sehr, da ich auch fast alle Jobs verloren habe. Trotzdem finde ich, dass viele Menschen in Deutschland gerade auf hohem Niveau jammern – anstatt dankbar zu sein, dass wir diese größte Krise seit dem Zweiten Weltkrieg in einem so sicheren und wohlhabenden Land erleben dürfen und nicht in einem Land, nur drei Flugstunden entfernt, in dem die Chance sehr hoch ist, an dem Virus oder der Unterversorgung zu sterben. Aber dass wir Deutschen, in einem der reichsten Länder der Welt, nicht gerade Dankbarkeitsweltmeister sind, hat mich auch vor Corona schon irritiert und gestört.

Wie sind Sie mit Corona umgegangen, Sie selber waren ja auch krank?

Ich hatte selbst fünf heftige Wochen mit dem Virus zu kämpfen. Daher kann ich Menschen nicht verstehen, die Verschwörungstheorien glauben und verbreiten. Diese Krankheit ist kein Spaß. Als Mentaltrainer habe ich aber das Anliegen, dass Menschen gerade in Widerständen gestärkt und in ihrem Kopf gewappnet werden. Ideal wäre es, wenn Menschen in dieser Krisenphase durch etwas inspiriert, also berührt werden und deswegen beginnen, gut mit der Krise umzugehen, mit einer neuen Haltung. Das fehlt in Deutschland. Viele wissen gar nicht mehr, wann sie zuletzt von etwas begeistert oder berührt waren.

Was heißt das konkret?
Ich wünsche mir, dass wir dankbar und demütig sind. Wir sollten nicht in den Chor der Besserwisser einstimmen, in dem Viele gerade singen. Mich nervt in dem Zusammenhang auch die öffentlich-rechtliche Berichterstattung. Von ARD und ZDF hätte ich mir eine gewisse Mutmach-Haltung gewünscht.

Welche genau?
Ich bin soloselbstständig. Seit April letzten Jahres habe ich einen leeren Terminkalender. Diese beiden Sender sollten uns zeigen, dass es Hoffnung gibt. Stattdessen bringen sie Krimis, Corona-Sondersendungen und Thriller. Bayern-München-Trainer Hansi Flick hat sich kürzlich mehr Mutmacher gewünscht. Das gilt auch für das Vorabendprogramm. Gerade jetzt, wenn manche Menschen depressiv, einsam und suizidgefährdet sind. In Bezug auf die Politik habe ich hier wenig Hoffnung. ARD und ZDF hätten spätestens beim zweiten Lockdown erkennen müssen, dass die Nutzer nicht jeden Abend neue Horrorzahlen brauchen.

Was schlagen Sie also vor?
Beim ZDF arbeiten ganz viele kreative Menschen. Sie könnten mutmachende Sendungen produzieren. Es gibt viele Menschen wie Eckart von Hirschhausen oder Samuel Koch, denen man ein solches Mutmach-Format geben kann, in dem man dem breiten TV Publikum gezielt wahre Mutmach-Geschichten erzählt, die einen zuversichtlich stimmen. Hier könnte man eine bewusste und dankbare Lebenseinstellung thematisieren oder zu Empathie und Solidarität aufrufen, um zu entdecken, wie bereichernd es ist, wenn man anderen hilft, denen es gerade dreckig geht. Ich bin überzeugt: Viele würden diese Sender feiern und sich bedanken. Das wäre eine Riesenchance. Und für die Kirchen übrigens auch. Aus meiner Sicht wäre das ein echtes Alleinstellungsmerkmal in dieser ganzen destruktiven und geballten täglichen Negativität.

Kadels Filmtipp

„Les Miserables“: Der Titel, zu Deutsch „die Elenden“, passt zu unserer Zeit. Für mich ist das einer der christlichsten und schönsten Filme aller Zeiten, da er ganz fantastisch die Wandlung des Jean Valjean zeigt: Er entdeckt durch eine Art Gottesbegegnung, wie sehr es ihn glücklich macht, sich um gescheiterte Menschen zu kümmern.

Hat sich Ihr Medienkonsum in der Pandemie verändert?
Ich schaue seit einem halben Jahr keine Sondersendungen mehr. Ich kann es nicht ertragen. Alles scheint so hoffnungslos und negativ. Jetzt haben wir Gott sei Dank einen Impfstoff – und zwei Tage später wird das Thema wieder kaputt geredet. Als Christ versuche ich empathisch zu sein. Ich frage mich, was die negativen Schlagzeilen mit meinen Mitmenschen machen. ARD und ZDF haben einen Bildungsauftrag. Das heißt, dass sie die ganze Bandbreite zeigen sollten und nicht nur die Angst machenden Meldungen. Es passieren so viele positive Dinge in Deutschland. Wir müssen die Situation konstruktiv lösen.

Was können Kirchen und Gemeinden dazu beitragen?
Gerade jetzt sollten die Kirchen aktiv sein und sich zeigen, denn wer sonst als die Kirche hat die Kernkompetenz zu ermutigen?

Das Buch zum Thema

„Wie man Riesen bekämpft. Echte Mutmach-Geschichten“, gebunden und als E-Book, ab 10,99 Euro. Mehr unter *wiemanriesenbekaempft.de*

Mutmachgeschichten sind für mich gerade die kostbarste Währung, wertvoller als der Dollar und Öl, weil es im Moment um Leben und Tod geht und Millionen Menschen mit Depressionen zu kämpfen haben. Deswegen habe ich mit Samuel Koch, Heiko Herrlich, Deborah Rosenkranz, Andreas Adenauer und 30 weiteren Autoren ein Mutmach-Buch herausgegeben mit dem Titel: „Wie man Riesen bekämpft“. Das wollen wir eine Million Mal verschenken an die vielen Entmutigten und Verzweifelten da draußen.

Wie kann jeder persönlich ein Mutmacher in der Krise sein?
Das geht mit kleinen Dingen in deinem eigenen Umfeld los. Unsere Nachbarn kaufen jede Woche seit über einem Jahr für ältere Menschen ein und versuchen diejenigen, die sie treffen, zu ermutigen. Offene Ohren und offene Augen für das eigene Umfeld helfen enorm. Ich selbst habe mit unserem Mutmach-Projekt, gemeinsam mit meinen Profifußballern, Mutmach-Events für Kinder und Jugendliche in der Psychiatrie und in Kinderkrebskliniken gemacht und einen Nachmittag mit ihnen verbracht. Dafür gab es tolle Rückmeldungen.

Kann man solchen Optimismus für Krisensituation erlernen?
Menschen können nur dann ein Selbstbewusstsein entwickeln, wenn sie sich ihrer selbst bewusst sind. Das steckt ja in dem Wort schon drin. Es hat Konsequenzen, welche Dinge ich konsumiere. Wenn ich abends fünf Stunden RTL2 schaue und zappe und nebenbei am Handy oder Tablet bin, macht diese Reizüberflutung doch etwas mit mir. Achtsamkeit ist in diesen Monaten ganz wichtig. Zu lernen in sich hineinzuhorchen und sein Herz zu fragen: Was brauche ich gerade wirklich? Tut mir das gut, was ich gerade mache? Wenn es schon unbedingt abends ein Bildschirm sein muss, anstatt öfter in die Natur zu gehen, was unsere Seele befriedigt, dann kann man sich auch gezielt bei YouTube inspirierende Vorträge zum Thema Zuversicht anschauen oder Biographien von faszinierenden Persönlichkeiten lesen, die einen ermutigen.

Genug Zeit wegen des Lockdowns sollte ja da sein…
Genau. Es geht darum, diese auch sinnvoll zu nutzen, seine Resilienz zu bilden und seine Persönlichkeit weiterzuentwickeln. Ich habe das Gefühl, dass das die Menschen am besten hinbekommen, die auf ihr Herz hören – und nicht auf den Zeitgeist oder Facebook. Wenn ich auf mein Herz höre, dann fange ich an, Dinge zu hinterfragen: mein Verhalten, meinen Konsum, mein Denken und meine Ängste.

Verraten Sie uns noch, wovon Sie zuletzt begeistert waren?
Ich habe in letzter Zeit einiges gelesen über das Thema „Gottvertrauen“ und entdecke in den letzten Wochen ganz neu, wie wohltuend die Haltung des „Loslassens“ ist. Dabei habe ich ständig diesen Vers im Kopf aus 2. Mose 14,14, wo Gott sagt: „Ich werde für euch kämpfen und ihr werdet stille sein.“

Vielen Dank für das Gespräch!

Hannes Schott ist Pfarrer und Kabarettist. Als „Hofnarr Gottes“ nimmt er auf der Bühne das Gemeindeleben aufs Korn, und auch auf der Kanzel gehört Humor meistens dazu. Foto: Monika Kober

„Humor ist ein Türöffner“

Geht in der Kirche immer alles ernst zu? Sind die frömmsten Christen zugleich die ernstesten? Vieles spricht dafür, dass Gott Humor hat, und dass Jesus Witze erzählt hat. Drei „Experten“ in Sachen Humor und Kirche sind sich in einer Sache einig: Ohne Humor wäre aus dem Christentum keine große Sache geworden. | VON JÖRN SCHUMACHER

Eben noch hat dieser Mann furchtbar ausgesehen. Als Lepra-Kranker war er dem Tode geweiht, Hoffnung hatte er nur noch eine: Dass Jesus ihn gesund macht. Jesus tut das Wunder, und der eben noch Todkranke strahlt über das ganze Gesicht. Neues Leben ist in seine Wangen getreten. Und Jesus strahlt ebenfalls, er holt sich von seinen Jüngern einen Umhang für den ehemaligen Aussätzigen. „Grün ist definitv deine Farbe“, sagt Jesus. Ein Witz. Und genau das ist das Besondere an der Fernsehserie „The Chosen“, die über eine App angesehen werden kann. Die vom amerikanischen Regisseur Dallas Jenkins 2017 produzierte Reihe stellt Jesus ungewöhnlich menschlich, aber vor allem humorvoll dar. In einer Folge scherzen Jesus und seine Jünger bei einer Hochzeit darüber, dass er am besten Andreas’ Beine heilen soll – denn der kann einfach nicht gut tanzen.

Jesus und Witze

Ist es eigentlich ein Witz, wenn Jesus im Johannesevangelium sagt: „Lazarus schläft nur“, obwohl er eigentlich tot ist? Ist Jesu Aufforderung, besser Auge oder Fuß zu amputieren, anstatt zu sündigen, ernst gemeint oder halb im Scherz? Der 2020 verstorbene Theologe Klaus Berger war sich sicher: Jesus hatte Humor. In seinem 2019 veröffentlichten Buch „Ein Kamel durchs Nadelöhr?“ sammelte der Bibelwissenschaftler viele humorvolle Äußerungen Jesu. Er kam zu der Erkenntnis: „Jesu Humor ist der Vater aller seiner Weisheit.“

Wenn Jesus von Sünde, Gnade, Gottes Reich und Hölle spricht, sei das natürlich zunächst nicht witzig. Aber berechtigtes Lachen setze Souveränität voraus, so Berger. Denn: „Der quasi-göttliche Anspruch von Scheinriesen wird unterminiert, seien es nun Scheinriesen als Menschen oder Scheinriesen als Besitz, Prestige, Macht.“ Grundsätzlich schramme Humor absichtlich häufig knapp an Blasphemie vorbei und werde mitunter dadurch erst spannend. Abgesehen davon hielt es der Theologe für völlig undenkbar, dass Jesus mit den Jüngern durch

die Lande zog, gemeinsam aß und Wein trank und dabei Lachen verboten war. Jesus habe nachweislich karikiert, verzerrt, gespottet und sich lustig gemacht. „Jesus bringt Menschen zum Lachen und befreit sie dadurch aus dem Labyrinth ihrer Abwege“, schrieb Berger. Er zeige sich dabei „bisweilen grotesk, aber nie verletzend, manchmal spöttisch, doch nicht zerstörend“. Und übrigens: Jesu eigene Verwandte sagten über ihn: „Er ist verrückt.“ (Markus 3,21).

Humor ist ein Götterfunke

Witzige, kreative Ideen kommen manchmal wie aus dem Himmel. „Natürlich gibt es für einen Comedian ein Handwerk, das man erlernen kann, aber Kreativität ist einem in gewisser Weise auch gegeben“, sagt Oliver Kraaz. Der Schweizer schrieb unter anderem für die Pro7-Comedy-Sendung „TV total“ und Stefan Raab, ebenso für Harald Schmidt, war als Werbetexter tätig und schrieb für Sendungen des Schweizer Fernsehens und Radio. Als er seine eigene Kreativ-Agentur gründete, nannte er sie passenderweise „Götterfunken Kommunikation“.

Ursprünglich wollte der heute 50-jährige Kraaz Theologie studieren, erzählt er gegenüber pro. Die alten Sprachen hielten ihn dann aber davon ab, er fing mit Publizistik und Psychologie an. Doch schon im Studium knüpfte er interessante Kontakte in die Medienwelt, sodass er bald Werbetexter wurde. Zum Namen „Götterfunken“ für seine Agentur schien ihm als Logo passend: die Erschaffung Adams in der Sixtinischen Kapelle, wo sich die Finger von Gott und Adam berühren und ein Funke überspringt.

Der kreative Kopf hat eine eigene Vorstellung davon, wie Glaube und Humor zusammenhängen. Ein bisschen verrückt müsse man doch ohnehin sein, um den christlichen Glauben zu vertreten, findet Kraaz. „Für jemanden, der nicht gläubig ist, haben die Bibel und die Heilsgeschichte ja wirklich etwas unerhört Schräges“, sagt Kraaz. „Wenn da jemand Fische und Brote vermehrt und zum Schluss ans Kreuz genagelt wird, und seine Anhänger das auch noch super finden und sogar ein Kreuz um den Hals tragen, ist das für einen Ungläubigen absurd. Diese Schrägheit muss man aushalten.“ Keiner wisse, wie viel Humor Jesus hatte. Aus der Kommunikationspsychologie wisse man aber heute, dass Inhalte den Menschen besser vermittelt werden, wenn Humor im Spiel ist, sagt Kraaz. „Ich nehme schwer an, dass Jesus ein sehr heiterer und humorvoller Mensch war, sonst hätte er, nur mit Verbissenheit und Säuerlichkeit, nie und nimmer eine solche Bewegung auslösen können.“

Für den Familienvater, der in Zürich lebt, waren die Katholische Kirche und der Glaube schon immer wichtig. „Schon in der Schule habe ich den Religionsunterricht sehr genossen.“ In seiner „Sturm- und Drangzeit“ nahmen dann aber seine inneren Widerstände gegen die Kirche zu. Als die Ausmaße des Missbrauchsskandals deutlich wurden sowie die Unfähigkeit der Kirche, diese bedingungslos aufzuklären, trat Kraaz aus der Kirche aus. Aber danach ging es ihm auch nicht besser. „Ich stellte schnell fest, dass die Kirche deswegen nicht eine Kehrtwende hinlegen würde, mir aber fehlte auf einmal etwas.“ Er trat wieder ein. „Katholisch sein heißt für mich eben: Es gibt zu tun. Gläubig sein, aber kritisch sein.“ Heute ist Kraaz Kommunikationsverantwortlicher der katholischen Kirche in der Stadt Zürich.

Die Kirche komme in der Comedy heutzutage gar nicht mehr so oft vor wie früher, stellt er fest. Außer bei Skandalen. „Wenn dann die Kirche in die Mangel genommen wird, geht es schon nicht mehr um Comedy, sondern um harte Kritik.“ Kraaz betont diesen Unterschied: „Comedy hat immer eine gewisse Leichtigkeit – da wird das Leben auf lockere Art von einer anderen Seite angeschaut. Die ganz schweren kirchlichen Themen passen da nicht rein.“ Die deutsche Comedian Caro-

Der 2020 verstorbene Theologe Klaus Berger stellte in seinem Buch zum Humor in der Bibel fest: Bei Jesus war Lachen sicher nicht verboten.

„Wenn die Kirche in die Mangel genommen wird, ist das Kritik, keine Comedy.“

Früher hat er für die „Harald-Schmidt-Show“ und „TV total“ Gags geschrieben, heute arbeitet er für die Katholische Kirche in Zürich: Oliver Kraaz, 50 Jahre, Familienvater, geboren in Luzern. Foto: Oliver Kraaz

line Kebekus etwa brachte 2020 massive Kirchenkritik in ihrem Programm unter, sagte aber anschließend in Interviews, sie sei nach wie vor katholisch. „Das ist kein Widerspruch“, sagt Kraaz. „Man kann kann katholisch sein und gleichzeitig sehr kritisch. Ein Weiter-so-wie-bisher geht ohnehin nicht mehr.“

Darf Satire alles?

Spätestens, wenn wieder ein bissiges Titelbild der Zeitschrift Titanic gegen die Kirche oder den Papst erschienen ist oder der Islam in die Schusslinie von Satirikern geriet, steht die Frage im Raum: Darf Satire alles? „Diesen Satz legt jeder so aus, wie er will“, sagt Kraaz. „Im ‚Evangelium der Comedy‘ ist das fast zu einem Glaubenssatz geworden, wird aber hundertfach verschieden verwendet. Wenn Satire unterschwellig darauf abzielt, auf jemanden Jagd zu machen, weil er einen bestimmten Glauben pflegt, dann wird es schwierig.“ Der Schweizer fügt hinzu: „Aber was schadet das Titelbild einer Titanic, die ich übrigens sehr gerne lese, eigentlich meinem Glauben?“ Den Titanic-Machern gehe es ja gerade um die Empörung. „Sollte die Kirche gar nicht mehr auf das Titelbild kommen, hat sie sich im öffentlichen Diskurs ohnehin ganz aufgelöst.“ Auch in Bezug auf die Mohammed-Karikaturen ist sich der ehemalige Satiriker sicher: „Jede Auseinandersetzung, solange sie nicht verhetzend wird, kann auch zu einer Entspanntheit des Diskurses beitragen. Wir haben hier in der Schweiz die direkte Demokratie, da wird alles auf den Tisch gebracht und darüber abgestimmt.“ Die Erfahrung zeige: Lieber gewinnt ein Diskurs zwischendurch einmal an Schärfe, „als dass es dann zu einer konstanten Blähung kommt, die dann das Klima permanent vergiftet“. Viele Satiren gegen Christen und den Glauben hält Kraaz aber auch für „plump und schlecht“, aber das sei oft eher eine handwerkliche Sache. „Satire gegen den Glauben grundsätzlich zu verbieten, würde uns wieder ins Mittelalter führen.“

Erstaunlich viele Comedians in Deutschland haben eine Biografie, die sich irgendwo mit der Kirche trifft. Jürgen von der Lippe wollte früher Priester werden, Harald Schmidt, der ausgebildete Kirchenmusiker, hat seinen katholischen Hintergrund stets betont, ebenso Guido Cantz oder Caroline Kebekus, bekannte Komiker wie Markus Maria Profitlich, Wigald Boning oder Markus Majowski sprechen offen über ihren christlichen Glauben. Der Kabarettist Jürgen Becker zitierte einmal Diakon Willibert Pauls: „Wenn man lacht, dann ist man leicht wie ein Engel.“ Becker fügte hinzu: „Nur wer über den Dingen schwebt, kann sie auch belächeln. Darum gehören Religion und Humor untrennbar zusammen.“

Der Schweizer Kraaz hält es für möglich, dass der katholische Hintergrund für eine gute Ausbildung gesorgt hat. „Ein guter Comedian oder Satiriker darf nicht dumm sein“, so Kraaz, „sonst macht er einfach nur Blödeleien.“ Ein Comedian „drehe und wende“ das Weltgeschehen und eigene Erlebnisse immer wieder und betrachte sie aus verschiedenen Blickwinkeln. „Da ist es fast logisch, dass irgendwann die Sinnfrage kommt“, ist Kraaz überzeugt. Wenn er nicht nur ein alberner Klassenclown sein will, sondern so etwas wie ein Hofnarr, weiß ein Comedian viel und überlegt viel. „Das führt auf den Glauben. Egal, ob das jetzt Buddhismus ist oder das Christentum.“

Pastoren-Kabarett und Howard-Carpendale-Parodie

Die Bezeichnung „Hofnarr Gottes“ wurde auch Hannes Schott einmal zugesprochen, und diese Bezeichnung gefällt ihm ganz gut. Der 40 Jahre alte evangelische Pfarrer ist seit 25 Jahren auf der Bühne und bringt Menschen zum Lachen. Mit drei Kollegen bildet er „Das weißblaue Beffchen“, das wohl älteste Kirchen-Kabarett Deutschlands, das mittlerweile in der vierten Generation besteht. Im Gottesdienst tritt Schott schon mal verkleidet auf, Witze gehören wie selbstverständlich zur Predigt, im Wahlkampf zur Kirchenvorstandswahl machte er im Wal(!)-Kostüm die Runde durch die Stadt, Schott hielt Gottesdienste im Reisebus ab. Die Kreativität sucht sich in diesem Geistlichen ihre Bahnen. Schon jetzt steckt er voller Ideen für die Zeit nach Corona, sagt Schott im Interview von pro. Ein Hofnarr habe, ähnlich einem Propheten, kritisch sagen dürfen, was anderen vielleicht den Kopf gekostet hätte. Als Kabarettist spreche er in seinem Programm die typischen Skurrilitäten des Gemeindelebens an. Beispielsweise Dinge, „die schon immer so gemacht wurden“. Schott: „Ich frage dann: Aber warum wurde es schon immer so gemacht?“ Dann kann ein Witz plötzlich Denkanstöße geben.

Schott war zehn Jahre Pfarrer in Bayreuth, seit 2020 betreut er die evangelische Kirchengemeinde St. Jakob in Nürnberg. Aber auf der Bühne lebt er den Comedian in sich aus. Legendär: seine Parodie auf Howard Carpendale. „Sobald ich eine Perücke aufsetze, werde ich zu einem anderen Menschen.“ Vor kurzem hat Schott seinen bisherigen Lebensweg und seine Leidenschaft für das

„Ich war seit der Pubertät eine Rampensau.“

Foto: Kandschwar

Viele deutsche Comedy-Stars haben in der Biographie Berührungspunkte mit der Kirche. Harald Schmidt ist ausgebildeter Kirchenmusiker und wollte Priester werden.

Carolin Kebekus kritisiert in ihrem Comedy-Programm die Katholische Kirche – betont aber auch, gläubige Katholikin zu sein

Foto: Superbass

Humorige in einem Buch aufgeschrieben. In „Raus aus dem toten Winkel – ein unkonventioneller Blick auf die Kirche von morgen“ (Kösel-Verlag) gibt Schott offen zu: „Ich war seit der Pubertät eine ziemliche Rampensau. Meine Schüchternheit – ich konnte jahrelang niemandem im direkten Gespräch in die Augen schauen – vermochte ich auf diese Weise zu überwinden. Neben diesem Bedürfnis aufzutreten, hatte ich meinen festen Glauben.“ Das Ergebnis: Ein Pfarrer, bei dem Humor Bestandteil der Arbeit wurde. Das bedeute aber nicht, dass er in der Predigt krampfhaft und in jeder Situation irgendeinen Witz aus dem Ärmel schüttelt, betont Schott. „Humor ist ein Türöffner“, weiß er. „Viele denken, in der Kirche geht es immer ganz todernst zu. Aber wenn man sieht, dass man dort auch gerne lacht, kommt man auf einmal gut ins Gespräch.“

Dass viele bekannte Comedians in ihrer Biographie einen Bezug zur Kirche haben, ist für Schott gar nicht verwunderlich: „Das geht Hand in Hand. Die Kanzel ist eine Bühne.“ Auch er selbst könnte sich den Beruf des Show-Masters gut vorstellen. Dass Jesus Humor hatte, da ist sich der Pastor sicher. „Wenn die auf den vielen Wanderungen keinen Spaß gehabt hätten, wäre das eine sehr langweilige Veranstaltung gewesen“, sagt Schott. Das Tragische sei eine wichtige Facette an Jesus, ja. „Aber man darf nicht vergessen: Jesus ist wieder auferstanden“, betont er. „Ernst und Spaß sind keine Gegensätze. Man kann bei manchen Themen des Glaubens ernst sein, und ihn doch zugleich mit Freude leben.“ Schott erzählt: „Ich wurde einmal vom Friedhofsgärtner angesprochen: ‚Ich wusste schon von weitem, dass Sie es sind, Herr Pfarrer.‘ Ich fragte: ‚Wieso?‘ Antwort: ‚Sie sind der einzige, der auf dem Friedhof pfeift.‘“ Darf Satire alles? Für Schott ist klar: „Ein Kabarett-Pfarrer hat natürlich Grenzen. Immer da, wo jemand beleidigt wird. In anderen Comedy-Kreisen ist das eher die Norm.“

Angesprochen auf den Film „Das Leben des Brian“ der britischen Komikergruppe „Monty Python“ – eine Parodie auf Jesus, die 1979 für heftige Proteste vonseiten der Kirche sorgte –, erinnert er sich an eine witzige Szene daraus: „Jesus hält die Bergpredigt, und die Menschen in der hintersten Reihe verstehen ihn nicht. Sie fragen: ‚Was hat er gesagt? Selig sind die Skifahrer?‘“ Schott: „Das ist genial. Da stecken im Grunde 2.000 Jahre Kirchengeschichte drin. Jesus sagt etwas, und die Menschen versuchen, es irgendwie zu verstehen und zu deuten.“ Zum Film sagt Schott aber auch: „Zugegeben, die Kreuzigungsszene am Schluss, die hätten sie sich sparen können.“

Humor sei bestenfalls immer eingebettet in Liebe. „In Sachen Glaube ist für mich das Allerwichtigste, dass wir geliebt werden, dass es jemanden gibt, der uns gewollt hat, unabhängig von dem, was wir tun.“ Ihn selbst jedenfalls beflügele dieses Wissen, geliebtes Geschöpf Gottes zu sein. Es mache ihn erst zu einem Wesen mit Humor.

Anzeige

CHRISTLICHE MEDIEN AKADEMIE

Schulungen rund um Kommunikation und Medien

KRISENKOMMUNIKATION
15.9. € 159

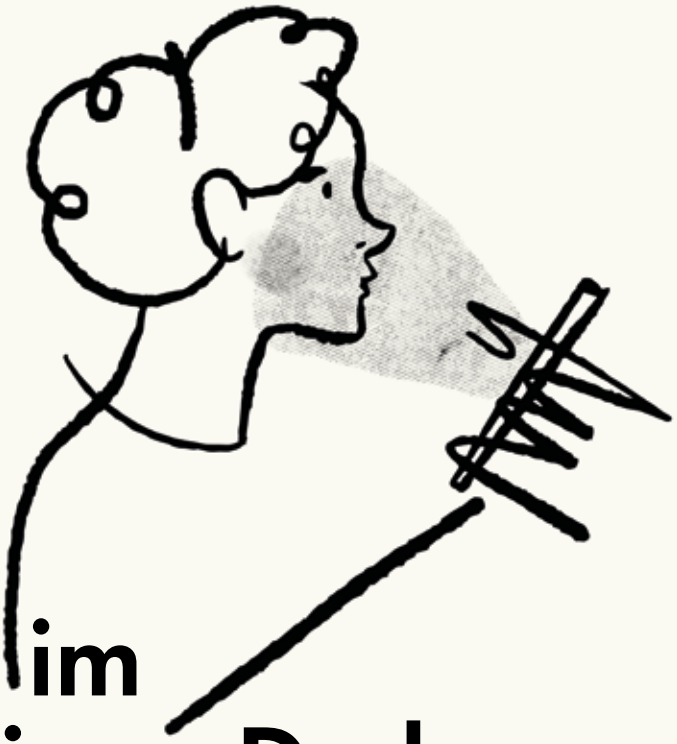
FILME MACHEN
4.–6.6. € 239

WORDPRESS
2.–3.7. € 199

» JETZT ANMELDEN
christliche-medienakademie.de/seminare

Sie haben Fragen?
Melden Sie sich gern bei uns!

Telefon (06441) 5 66 77 66
info@christliche-medienakademie.de



Verloren im Informations-Dschungel?

Ob auf WhatsApp, auf Instagram oder Nachrichtenseiten – die Fülle an Informationen, die uns täglich erreichen, ist immens. Wie soll man da noch durchblicken, Wichtiges von Unwichtigem, Fake von Fakten unterscheiden? Da braucht es einiges an Knowhow, doch darum ist es nicht so gut bestellt. | **VON JONATHAN STEINERT**

Wer sich in den digitalen Medien zuverlässig informieren möchte, muss wissen, wie. Vor allem Plattformen wie YouTube, Facebook oder Twitter verlangen dem Nutzer dabei einiges ab. Denn statt übersichtlich sortierter Artikel erscheinen Beiträge von Freunden, Werbung, Meinungen und Nachrichten bunt durcheinander. Und was ich davon überhaupt zu Gesicht bekomme, sortiert ein Algorithmus für mich – und dem geht es weniger um die Qualität der Inhalte, sondern darum, mich möglichst lang auf der Seite zu halten.

Was sind da bedeutsame und vor allem zuverlässige Informationen? Als Bürger einer Demokratie möchte ich schließlich wissen, was gerade die wichtigsten gesellschaftlichen Fragen sind, was Politiker so planen, und welche Folgen das hat. Nur so kann ich mir eine Meinung bilden, um bei der nächsten Wahl – und davon stehen in diesem Jahr mehrere an – mein Kreuz nicht nur aus reinem Bauchgefühl zu setzen. Bei der Menge an verfügbaren Informationen ist daher ein kompetenter und souveräner Umgang damit entscheidend. Das heißt: einschätzen, wie zuverlässig welche Information und welcher Absender ist. Erkennen, ob jemand ein Interesse damit verfolgt, mich vielleicht bewusst in die Irre führt. Nicht hereinfallen auf reine Stimmungsmache oder eine politische Agenda.

Allerdings ist es um die Fähigkeiten, sich in den digitalen Informationsangeboten zurechtzufinden, nicht so gut bestellt. Der Thinktank „Stiftung Neue Verantwortung“ hat in einer großangelegten Studie die „digitale Nachrichten- und Informationskompetenz“ untersucht. Mehr als 4.000 Teilnehmer haben dafür einen Online-Fragebogen ausgefüllt. Dabei mussten sie etwa an beispielhaften Facebook-Posts erklären, ob sie sie als Werbung, Desinformation, Meinung oder Information einordnen – und wie sie zu ihrer Einschätzung kommen.

Nur 22 Prozent der Teilnehmer erreichten dabei Werte, die von einer hohen Kompetenz im Umgang mit Informationen im Internet zeugen. Ein Drittel bewegte sich im Mittelfeld, fast die Hälfte darunter. Vor allem ältere Menschen und jene mit niedrigem formalem Bildungsabschluss haben Schwierigkeiten dabei, Informationen richtig einzuordnen. Die Forscher stellen aber auch einen Zusammenhang fest mit einer Grundhaltung als Staatsbürger: Wer sich generell für Nachrichten und Politik interessiert, ihnen Vertrauen entgegenbringt, andere Meinungen toleriert und demokratische Institutionen wertschätzt, hat auch eine hohe Nachrichtenkompetenz. Damit ist jedoch nichts darüber gesagt, wie und ob sich diese Größen beeinflussen, betonen die Forscher.

Mehr auf Qualität achten, weniger auf Klicks

Allerdings sehen sie Handlungsbedarf: Vor allem in der politischen und digitalen Bildung für Schüler wie auch Erwachsene. Es gehe nicht allein um die Kompetenz, die Geräte zu bedienen, sondern vor allem darum, Informationen und auch die eigenen Aktivitäten zu hinterfragen: Was teile ich? Wem folge ich? Wie kommentiere ich? Woran erkenne ich Falschinformationen? Neben den Plattformanbietern nehmen die Forscher auch Journalisten in die Pflicht, denn die Daten – insbesondere die zur Bildung und zum Vertrauen in Medien – wiesen darauf hin, dass Teile des Journalismus „an den Informationsbedürfnissen einer großen Bevölkerungsgruppe vorbei“ arbeite. Die Angebote müssten verständlich und hilfreich sein.

Das bedeute auch, dass die Redaktionen mehr erklären und transparent machen sollten, wie sie vorgehen, wo sie etwas korrigieren oder aktualisieren, welchen Sorgfaltspflichten sie folgen und wie Journalismus generell funktioniert. „In unserem Test hat sich zum Beispiel gezeigt, dass nur die Hälfte der Befragten wusste, dass eine Meldung über einen Minister ohne Genehmigung des Ministeriums veröffentlicht werden darf. Diese Unabhängigkeit ist aber ein ganz wichtiger Faktor für das Funktionieren einer Demokratie“, verdeutlicht Studienleiterin Anna-Katharina Meßmer gegenüber pro die Notwendigkeit, ein Verständnis für das journalistische Handwerk zu vermitteln. Sie empfiehlt zudem, journalistische Beiträge wieder stärker an Kriterien der Qualität auszurichten, weniger an Klickzahlen. „Viele stark polarisierende Themen werden immer und immer wieder aufgegriffen, weil sie viel Aufmerksamkeit, Kommentare, Klicks und Likes bekommen“, sagt sie. Selten seien diese Themen aber für den Alltag der Menschen besonders bedeutsam.

Nachrichtenseiten sollten in ihrem Design außerdem klarer deutlich machen, bei welchen Inhalten es sich um Meinungen handelt, wo es um Nachrichten und Fakten geht, und was Werbung ist. Die journalistischen Medien könnten damit den Nutzern und Lesern helfen, sich in der digitalen Umgebung besser zurechtzufinden – und bestenfalls dadurch ihr Vertrauen gewinnen.

Aber auch Journalisten machen Fehler, arbeiten manchmal ungenau und können versehentlich falsche Informationen verbreiten. Woher weiß ich nun, welche Information zuverlässig ist? Um eine Antwort darauf zu finden, können im Zweifel weitere Fragen helfen. Studienleiterin Meßmer empfiehlt diese:

Woher stammt der Inhalt:

Wird eine Quelle genannt?
Ist sie vertrauenswürdig?

Gibt es Belege dafür, dass die Informationen stimmt:

Sind Aussagen mit Fakten untermauert
oder sollen vor allem Emotionen erzeugt werden?

Was sagen andere Quellen:

Bringen andere Medien ähnliche Informationen?
Bestätigen oder widerlegen sie diese –
oder gibt es nur eine einzige Quelle?

KOMPETENZSTUDIE

– ausgewählte Befunde

28 %
dachten, dass die Anzahl von Kommentaren und Likes unter einem Beitrag etwas über seine Vertrauenswürdigkeit aussagt

71 %
wussten, dass es einen Pressekodex gibt

22 %
gingen davon aus, das Ministerium müsste eine Nachricht über einen Bundesminister vor der Veröffentlichung genehmigen

65 %
wussten, dass Soziale Medien Beiträge löschen können, wenn ihnen der Inhalt nicht passt

43 %
wussten, dass die ersten zehn Suchergebnisse, die Google anzeigt, nicht von Google-Mitarbeitern geprüft werden

25 %
denken, Medien und Politik arbeiten zusammen, um die Meinung der Bevölkerung zu manipulieren

Quelle: „Quelle Internet?“, Stiftung Neue Verantwortung, 4.194 repräsentativ befragte Internetnutzer in Deutschland ab 18 Jahren

Für die Studie „‚Quelle: Internet‘? Digitale Nachrichten- und Informationskompetenzen der deutschen Bevölkerung im Test“ hat die „Stiftung Neue Verantwortung“, ein Thinktank für die Gesellschaft im technologischen Wandel, im vorigen Herbst über 4.000 Menschen repräsentativ online befragt. Der Verein bietet einen kostenlosen Medienkompetenz-Test an, so ähnlich, wie er auch bei der Studie zum Einsatz kam. Wer sich durchklickt, kann sich selbst überprüfen und bekommt eine Auswertung seiner Ergebnisse: *der-newstest.de*

Klaus Mehler stellt sein „Tor des Monats“ bei Aufzeichnungen zum Jubiläum der „Sportschau“-Rubrik nach

Foto: IMAGO / Marcel Lorenz

Torschütze erzielt mit Jesus Volltreffer

Er steht in einer Reihe mit Günter Netzer, Gerd Müller und Mario Götze: Klaus Mehler war 1980 Schütze zum „Tor des Monats“ der ARD-Sportschau. Mit einer Karriere als Profifußballer wurde es trotzdem nichts, dafür hatte er als Führungskraft Erfolg in der Immobilienbranche. Nach einem Ausflug in die Esoterik fand er vor einigen Jahren im christlichen Glauben das, wonach er sich immer gesehnt hat. | VON JOHANNES BLÖCHER-WEIL

Foto: privat

Klaus Mehler (rechts) hatte Talent: In mehreren Saisons war er Torschützenkönig, aber für eine Profi-Karriere hat es nicht gereicht.

Es ist das entscheidende Spiel um die Meisterschaft in der Kreisliga A, Staffel Südost, Kreis Frankfurt. Dass dieses Spiel am 8. Juni 1980 für Klaus Mehler ein besonderes werden wird, ahnt er nicht. Im Anschluss an eine perfekte Kopfball-Stafette erzielt der 19-Jährige das Tor, das in der ARD-„Sportschau“ zum „Tor des Monats“ gekürt wird – eine Auszeichnung, die Das Erste seit 50 Jahren vergibt. Der größte Volltreffer seines Lebens ist für Mehler allerdings seine Bekehrung zum christlichen Glauben vor sechs Jahren.

Glaube und Bibel haben in seinem Elternhaus keine Rolle gespielt: „Ich war nach meiner Kommunion Messdiener. Zuhause hatten wir auch eine Bibel, aber ich kann mich nicht erinnern, dass ich darin gelesen habe.“ Mit dem Fußball-Virus ist er dagegen schon früh infiziert. Als Achtjähriger beginnt er bei seinem Heimatverein SV Tann in der Rhön mit dem Kicken. Der Junge hat Talent und wird in die Kreis-, Bezirks- und Hessenauswahl berufen. Dort werden die Talentspäher der Frankfurter Eintracht auf ihn aufmerksam. Sie laden ihn zum Probetraining ein. Weil Mehler gerade eine Lehre zum Verkäufer begonnen hat, kommt für seinen Vater ein Wechsel erst zwei Jahre später in Frage.

Eine Woche trainiert der dann 17-Jährige mit den Profis bei Trainer Dettmar Cramer und entscheidet sich für einen Wechsel in die Mainmetropole. Der Verein besorgt ihm zudem eine Ausbildungsstelle als Einzelhandelskaufmann. Als sich abzeichnet, dass der Sprung zu den Profis schwierig werden könnte, lotst ihn Co-Trainer Arda Vural zur Spvgg Fechenheim. Sportlich zwar ein Rückschritt, aber der gewährt ihm immerhin Spielpraxis.

In einem fast aussichtslosen Meisterschaftsrennen gelingt Fechenheim eine grandiose Aufholjagd. Es kommt zum Entscheidungsspiel gegen die DJK Bad Homburg. Zwei Stammspieler haben schon ihren Urlaub gebucht. Zudem verletzt sich nach 20 Minuten der Spielführer. „Wir hatten aber Kondition und Siegeswillen“, erinnert sich Mehler. Kurz nach der Halbzeit fällt dann das spätere „Tor des Monats“.

Den Abschlag des Torhüters verlängert ein Mitspieler per Kopf auf die rechte Außenbahn, von wo der Ball ebenfalls mit dem Kopf präzise in den Strafraum weitergeleitet wird. Dort steht Klaus Mehler goldrichtig und köpft ihn aus 14 Metern Entfernung ins Tor. Der Ball hatte bis dahin den Rasen nicht berührt. Mehler erzielt kurz darauf das 2:0 und der Bann ist gebrochen. Fechenheim sichert sich vor 1.000 Zuschauern mit einem 4:0-Sieg den Aufstieg in die Bezirksklasse.

Auf Umwegen zur ARD

„Dass es von dem Spiel und dem Tor Bewegtbilder gibt, ist eine Geschichte für sich“, erzählt Mehler. Jemand hatte sich damals darauf spezialisiert, die Spiele zu filmen, um die Aufnahmen dann anderen Vereinen zur Analyse zur Verfügung zu stellen. Weil die Bundesliga im Juni schon spielfrei hatte, verschlug es den Kameramann nach Fechenheim.

Dass die Bilder zur „Sportschau“-Redaktion gelangen, hat Mehler dem damaligen Sportchef des Hessischen Rundfunks, Holger Obermann, zu verdanken. Den Erzählungen nach lehnt WDR-Chefredakteur Ernst Huberty im ersten Versuch das Material ab, weil das Tor im Amateurfußball fiel. Aber Obermann bleibt hartnäckig. Das Tor wird gesendet. Bei der Abstimmung setzt sich der Hesse gegen hochkarätige Konkurrenz durch: „Gleichzeitig fand die EM statt. Die anderen Torschützen, die zur Wahl standen, hießen unter anderem Horst Hrubesch und Klaus Allofs.“

Fußballtechnisch gelingt Mehler nicht der große Durchbruch. Er kickt noch einmal für Frankfurts Amateure in der damals dritthöchsten Spielklasse. Zwei schwerere Verletzungen binnen zwei Jahren beenden den Traum vom Profi-Fußball für den 23-Jährigen. Er spielt noch fünf Jahre bei süd- und osthessischen Vereinen, in denen er – bis auf eine Saison – immer Torschützenkönig wird.

Das Bayern München der Immobilienbrache

„Mit 28 Jahren war ich fußballmüde“, sagt Mehler. Er steckt seine gesamte Energie in die berufliche Karriere und startet in der Immobilienbranche durch. Mit Begeisterung erzählt er, dass er maßgeblich daran beteiligt war, ein mittelständisches Unternehmen in vier Jahren als Marktführer in der Branche zu etablieren. „Um es in der Fußballersprache zu sagen: Wir waren das Bayern München der Branche und spielten in der Champions League.“

Er und sein Team privatisieren erfolgreich Wohnungen in kommunaler Hand. Mehler verhandelt mit großen deutschen und internationalen Immobilienkonzernen. 14-Stunden-Arbeitstage sind normal. Er ist für 120 Mitarbeiter in 70 Büros in ganz Deutschland zuständig: „Ich hatte Geld, Ansehen und Wohlstand. Meine Familie konnte sich viele Träume erfüllen.“ Der Aufstieg findet ein jähes Ende. Er hat Differenzen mit seinem damaligen Geschäftsführer und kündigt mit 48 Jahren seine gut bezahlte Stelle.

Er bekommt neue Jobangebote. Die Verhandlungen scheitern aber häufig an Mehlers Gehaltsvorstellungen: „Ich war hochnäsig und hatte geglaubt, dass mir

das Geld zusteht.“ Seine neu gewonnene Freizeit nutzt er, um sich mit Esoterik und der New-Age-Bewegung zu beschäftigen: „Dort kann man aufgrund von unzähligen Kursen, von denen gefühlt jede Woche ein neuer auf dem Markt kommt, viel Geld bezahlen, um die geistlichen Stufen zu erklimmen.“

Vom kosmischen Gott zum himmlischen Gott

Auch die Esoterik rede oft von Gott und zitiere die Bibel, erklärt Mehler. Er spürt jedoch schon bald, dass das nicht die richtige Wahrheit ist: „Ich habe zu Gott gefleht, dass er mir die höchste Wahrheit auf Erden verdeutlichen soll.“ Bis dahin dauert es noch fünf Jahre, erzählt Mehler mit Tränen in den Augen. Seine Ehe leidet unter seinen Ausflügen in die Esoterik und scheitert nach 32 Jahren. Kurz darauf lernt er seine jetzige Frau Dagmar kennen. Beide sind von der New-Age-Bewegung begeistert.

Dagmar hat sogar eine eigene Beratungspraxis für Persönlichkeitsentwicklung – und ist schon zehn Jahre länger im esoterischen Bereich dabei. Aus dem fachlichen Austausch entwickelt sich eine persönliche Zuneigung. Heute ist Mehler sich sicher, dass „Gott uns zusammengeführt hat“. Seine Zweifel an seinem Weltbild wachsen: „Ich war mir sicher. Da stimmt etwas nicht mit meinem Gottesbild.“ Als Dagmar und er eines Tages in der Praxis am PC sitzen, hat er die Erkennntnis: „Dagmar, jetzt habe ich die Wahrheit gefunden! Es gibt einen himmlischen und es gibt einen kosmischen Gott. Wir waren mit dem falschen Gott unterwegs.“

Diese einfache Erkenntnis öffnet beiden die Augen. Unabhängig voneinander bekehren sie sich. Sie verbannen Buddha-Statuen, Tarot-Karten und gesegnete Steine sowie Kisten mit Esoterik- und Lebenshilfebüchern aus ihrer Wohnung: „Dass das der richtige Schritt war, haben wir erst später in der Bibel gelesen.“ Das hat Mehler häufig erlebt: „Der Heilige Geist hat uns geführt. Später haben Bibelstellen diesen Weg bestätigt.“

„Dagmar, jetzt habe ich die Wahrheit gefunden!“

Konsequenzen hat dieser Einschnitt auch für die Beratungsarbeit in der Praxis seiner Frau. Die Praxis besitzen sie nach wie vor. Esoterische Inhalte kommen nicht mehr vor, wenn die Beiden Menschen coachen und in ihrer Persönlichkeit stärken: „Wir beraten die Menschen rein biblisch, aber auf keinen Fall halb psychologisch und halb biblisch.“ Für Menschen, die zu ihnen kommen, sind Mehler und seine Frau oft die letzte Rettung in großen Lebenskrisen.

„In unserer satten Welt gibt es eine Sehnsucht, die nicht dauerhaft zu stillen ist. Für mich ist klar: Diese Sehnsucht können nur Jesus Christus und der christliche Glaube stillen.“ Mehler bedauert, dass er 54 Jahre gebraucht hat, um das zu kapieren: „Ich hatte bis dahin Erfolg, Anerkennung und Wohlstand, war aber nicht erfüllt. Wenn diese drei Dinge wegfallen, bleibt eine innere Leere.“ Deswegen möchte Mehler so viele Menschen wie möglich mit Gottes Hilfe „in die Spur bringen“, wie er es nennt. Seine Gaben bringt er mit einer halben Stelle als Gebiets-Repräsentant für die christliche Organisation „Mission Aviation Fellowship“ (MAF) ein. Sie ist ist mit 138 Kleinflugzeugen im Einsatz, um „Hilfe, Hoffnung und Heilung“ in die entlegensten Gebiete dieser Welt zu fliegen. Ihre Arbeit möchte er deutschlandweit bekannt machen.

Das passt gut zu Mehler: Hilfe, Hoffnung und Heilung sind seine Themen. Deswegen hat er ehrenamtlich mit sechs anderen Ehrenamtlichen eine Online-Glaubens-Akademie gegründet. Damit möchte er Menschen das Evangelium bibeltreu weitergeben. Dabei helfen kann auch die eigene Lebensgeschichte. Für ihn ist der eigentliche Volltreffer nicht das „Tor des Monats“, sondern Jesus.

Anzeige

Vor wem sollte ich mich fürchten?

Journalisten haben oft mehr mit negativen Nachrichten als mit erfreulichen Meldungen zu tun. Umso wichtiger ist es, sein Herz mit Gutem zu füllen. | VON DOROTHEE ZEISSIG

Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten?
Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen? *(Psalm 27,1+2)*

Das Grauen springt uns jeden Tag an: aus der Nachrichten-App auf dem Smartphone, aus dem Radio, aus dem Fernsehen. Ausgerechnet vor Ostern infizierten sich wieder täglich mehr Menschen mit dem Coronavirus, in Myanmar erschießt das Militär seine eigenen Bürger und im Radio läuft ein Bericht über ein elfjähriges Mädchen, das vergewaltigt wurde. Und was passiert mit dem 14-Jährigen, der seinen Spielkameraden umgebracht haben soll? Wir Journalisten berichten über das, was in der Welt passiert; über wichtige oder außergewöhnliche Dinge. Über Themen, die viele Menschen interessieren oder die wir für „gesprächswertig“ halten. Meistens ergibt das schlimme oder zumindest negative Schlagzeilen. Selten gibt es einmal einen Bericht über tausende Schildkröten, die aus dem Golf von Mexiko vor dem Erfrieren gerettet wurden.

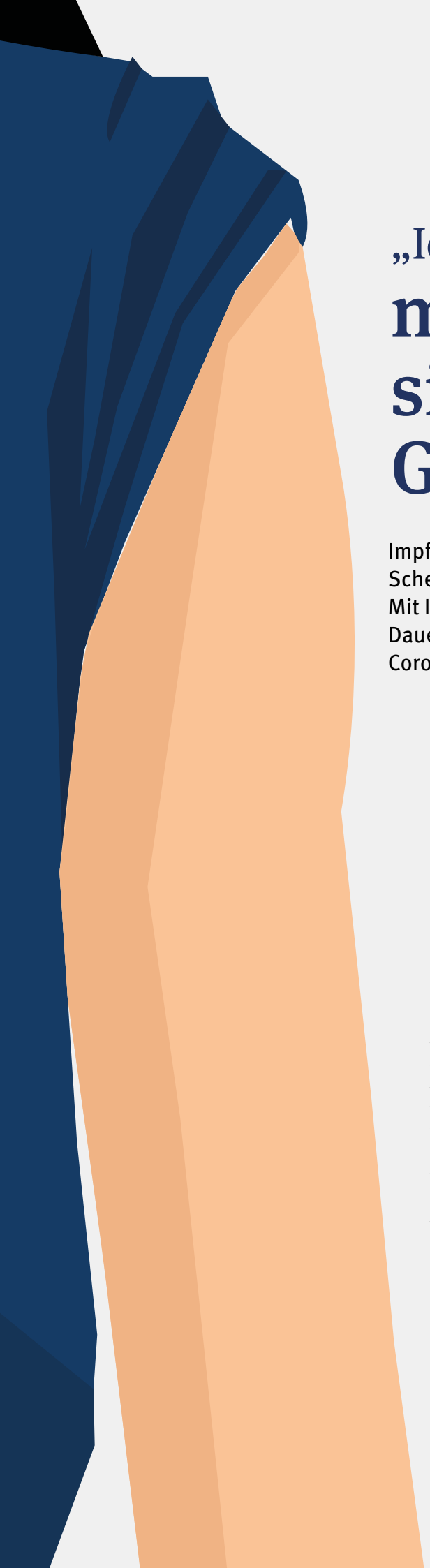
Auch als Radiomacherin tut mir diese Flut an negativen Schlagzeilen manchmal nicht gut. Vor allem dann, wenn ich mal wieder über eineinhalb Stunden auf Twitter abtauche; wo sich zu den negativen Schlagzeilen auch noch Hass, Hohn und Häme gesellen. Mein Herz kann wie ein Schwamm sein, der das alles aufsaugt. Deshalb ist es wichtig, womit wir unser Herz, unseren Geist füllen. In Psalm 27 schreibt David: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?“ David war auf der Flucht; seine Feinde trachteten ihm nach dem Leben. Aber trotz dieser ganzen Umstände entschied er sich, seinen Fokus auf Gott zu richten. Nicht, weil er sich immer danach fühlte, sondern weil er Gottes Kraft, seinen Frieden und seine Unterstützung schon mehrfach in seinem Leben erlebt hatte. Er schreibt: „Mein Herz hält mir vor dein Wort: ‚Ihr sollt mein Antlitz suchen.‘ Darum suche ich auch, Herr, dein Antlitz.“

Wie gut musste David Gottes Wort kennen! Es war so tief in seinem Herzen verankert, dass sein eigenes Herz ihm Gottes Wort vorhalten konnte. Das wünsche ich mir auch. Aber wie oft geht Bibellesen in meinem Alltag unter. Obwohl ich weiß – ja, obwohl ich erlebt habe, dass mir eine morgendliche Gebetszeit mit Gottes Wort Kraft und Frieden für den Alltag schenkt, scheitere ich immer wieder daran. Immer wieder nehme ich mir vor, neue Psalmen oder andere Bibelstellen auswendig zu lernen. Denn wie stark wäre es, wenn auch mein Herz mir Gottes Wort in jeder Situation vor Augen hält? Und ich voller Überzeugung im Angesicht jeder Nachrichtenlage sagen kann: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?“

Gute Nachrichten muss man manchmal suchen. Aber es gibt sie. Zum Beispiel konnten im Februar zahlreiche Helfer in Texas tausende Schildkröten bei einem plötzlichen Wetterwechsel vor dem Kältetod retten.

Dorothee Zeißig, Jahrgang 1993, hat in Karlsruhe Musikjournalismus studiert und bei Baden TV volontiert. Seit 2019 arbeitet sie als Redakteurin beim SWR.

Foto: Stephanie Duong



„Ich bin versucht zu sagen: mRNA-Impfstoffe sind ein Geschenk Gottes“

Impfen lassen oder nicht? Diese Frage bekommt Siegfried Scherer häufig zu hören – auch aus seiner Kirchengemeinde. Mit Impfskeptikern ist der Professor für mikrobielle Ökologie im Dauergespräch. Im Interview erklärt er, warum die Impfstoffe gegen Corona besser sind als ihr Ruf. | **DIE FRAGEN STELLTE NICOLAI FRANZ**

pro: Heute steht zur Bekämpfung der Pandemie ein ganzes Arsenal an Instrumenten bereit: Mehrere Impfstoffe, wirksame Masken, Schnelltests zum Selbermachen. Trotzdem treten wir auf der Stelle. Warum?

Siegfried Scherer: Die Impfungen konnten bisher noch nicht richtig greifen. Erst wenn wir noch deutlich mehr unserer Risikogruppen geimpft haben, werden wir spürbare Auswirkungen erleben. Die Schnelltests kamen zu spät, und als sie kamen, entbrannte ein Streit darüber, wer sie anwenden darf. Wir sind noch weit entfernt davon, die Bürger verantwortlich damit zu beauftragen, sich selber zu testen. Ich habe überhaupt kein Verständnis dafür, warum es so schwierig war, die Hausärzte mit der Impfung zu beauftragen. Mein Hausarzt kennt mich, er hat mich doch schon x-Mal geimpft – warum soll er mich nicht auch gegen Corona impfen? Da gibt es hausgemachte Probleme. Und sie kosten Menschen das Leben.

Sind Sie geimpft?

Ich wäre es gerne, denn ich gehöre zu einer Risikogruppe, aber ich bekomme leider keinen Termin.

Sind die Impfstoffe sicher?

Eine Impfung ist – wie auch alle Medikamente – nie risikolos. Fieber, Niedergeschlagenheit, Gliederschmerzen, ein Tag Bettruhe: Das sind normale körperliche Reaktionen. Ich empfehle Menschen aus Risikogruppen aber ganz klar, sich impfen zu lassen, weil der Nutzen höher ist als das Risiko. Menschen mit schweren Vorerkrankungen sollten vorher ihren Hausarzt fragen, ob eine Impfung für sie sinnvoll ist. Menschen, die ohnehin extrem schwach sind, können auch an normalen Impfreaktionen sterben, wenn auch sehr selten. Aber es gibt auch schwerwiegende Nebenwirkungen, die sehr selten sind.

Was bedeutet „sehr selten“?

Sehr selten heißt im pharmakologischen Sprachgebrauch „weniger als ein Fall unter 10.000 Patienten“. Das derzeit bekannteste Beispiel ist die Sinusvenenthrombose beim Impfstoff von AstraZeneca: Bei Frauen unter 70 Jahren liegt die Häufigkeit einer Hirnvenenthrombose bei 1:60.000.

Waren die Thrombosen wirklich eine Folge der Impfung?

Die Untersuchungen deuten inzwischen darauf hin, ja. Aber diese Thrombosen sind behandelbar. Und sie sind tatsächlich extrem selten, andere Medikamente wie die „Pille“ verursachen viel häufiger Thrombosen. Dass der Impfstoff von AstraZeneca kurzzeitig vom Markt ge-

Siegfried Scherer, 66 Jahre, leitet den Lehrstuhl für Mikrobielle Ökologie am Department für Grundlagen der Biowissenschaften der Technischen Universität München. Er forscht über die Ökologie und Evolution von bakteriellen Krankheitserregern. Als einziger Wissenschaftler wurde er 2005 und 2016 zweimal mit dem Otto von Guericke Forschungspreis ausgezeichnet. Bis 2006 war er Vorsitzender der Studiengemeinschaft Wort und Wissen.

Was Professor Scherer über Lockdowns und Präsenzgottesdienste denkt und was Mutanten mit Gottes Schöpfung zu tun haben, lesen Sie im ausführlichen Interview: *bit.ly/SchererInterview*

nommen wurde, konnte ich persönlich nicht nachvollziehen.

Sind wir zu skeptisch gegenüber Impfungen?

Ich bekomme viele Anfragen von Christen, die verunsichert sind angesichts der Schlagzeilen über Impfstoffe. Aber die Studienlage, auch die Erfahrungen mit Geimpften, etwa in Israel, zeigen zweifellos: Die Corona-Impfstoffe sind nicht kritischer als andere Impfstoffe, die wir seit Jahren benutzen.

Viele Menschen sind besorgt wegen möglicher Langzeitfolgen. Welche gibt es?

Da kann man nur spekulieren. Bei einem Influenza-Impfstoff gab es mal sehr seltene Nebenwirkungen, die erst nach zwei bis drei Monaten bekannt wurden. Das hat man erkannt und behoben.

Laien denken bei „Langzeitfolgen“ vielleicht eher an Nebenwirkungen nach fünf oder zehn Jahren. Ist die Sorge begründet?

Man kann so etwas nie völlig ausschließen – wie bei allen anderen Impfstoffen auch. Allerdings sind solche Nebenwirkungen, die erst nach Jahren auftreten, nicht nachgewiesen. Manche Leute berichten mir von Bekannten, die nach einer Impfung irgendwann chronisch krank geworden seien. Aber: Viele Menschen werden chronisch krank, und ob die Impfung ursächlich war, ist sehr fragwürdig. Ich habe daher keine Bedenken in Bezug auf Spätfolgen.

Manche wenden ein: Eine Impfstoffentwicklung dauert normalerweise Jahre – und bei Corona ging es ganz schnell. Alleine deshalb müsse man doch skeptisch sein.

Zulassungen dauern vor allem wegen der Bürokratie so lange. Die Freigabeprozesse für die einzelnen Zulassungsphasen wurden nun ineinander geschaltet, wodurch viel Zeit gespart wurde. Das heißt nicht, dass darunter die Sorgfalt litt, sondern dass die Prozesse parallel liefen. Außerdem wissen wir heute viel mehr als noch vor zehn Jahren, was bei der Impfstoffentwicklung geholfen hat. Die zwei- bis dreijährige Beobachtung des Impfstoffes ist aber tatsächlich entfallen, weil man es für wichtiger hielt, Hochrisikogruppen schon jetzt zu schützen. Die Beobachtungsphase läuft also sozusagen im Realbetrieb. Es ist daher auch nicht ganz unberechtigt, Israel als das „größte Impflabor der Welt“ zu bezeichnen. Aber eines mit ausgesprochen großem Erfolg.

Der AstraZeneca-Impfstoff ist ein Vektor-Impfstoff. Wie funktioniert er?

Bei diesem Impfstoff verpasst man einem harmlosen Adenovirus ein Gen, welches die Information für das Spike-Protein des Coronavirus trägt. Das Spike-Protein

Grafik: Radoan Tanvir auf Pixabay

Foto: Andreas Heddergott / TUM

ist Bestandteil der Oberfläche des Coronavirus, ist aber alleine völlig ungefährlich. Der Körper erkennt das von dem harmlosen Virus gebildete Spike-Protein und bildet Antikörper dagegen. Dadurch lernt das Immunsystem, das Coronavirus im Falle einer Infektion auszuschalten, ohne zuvor mit ihm in Berührung gekommen zu sein. Damit ist es von seiner Wirkung her den klassischen Impfstoffen ganz ähnlich, bei denen den Patienten ein abgeschwächtes, nicht infektiöses Virus gespritzt wird.

Warum reicht es, das Spike-Protein auszuschalten?

Weil es essentieller Bestandteil des Coronavirus ist. Mit diesem Protein dockt das Virus an der Oberfläche von menschlichen Zellen an, und damit beginnt der Infektionsprozess. Wenn man Antikörper gegen dieses Protein produziert, hat man einen maximalen Schutz vor dem Virus.

Anders funktionieren die Impfstoffe von Biontech und Moderna. Sie nutzen die Messenger-RNA-Technologie, kurz mRNA. Was bedeutet das?

Die mRNA ist der Bauplan, der benötigt wird, um das Spike-Protein zu bilden. Bei Impfstoffen mit dieser Technologie wird diese Messenger-RNA direkt in den Muskel injiziert. Von diesem Bauplan produziert der menschliche Körper eigenständig das Spike-Protein und bildet dagegen Antikörper. Der Patient wird damit immun gegen das Coronavirus.

„RNA“, das klingt wie „DNA“. Manche fürchten daher, ihr Erbgut würde verändert.

Das höre ich sehr oft von Impfskeptikern, aber es ist falsch. Ein RNA-Molekül wird nicht in die DNA eines Menschen eingebaut. Wir werden weder durch den AstraZeneca-Impfstoff noch durch die Impfstoffe von Moderna oder Biontech gentechnisch verändert. Auch das Spike-Protein richtet keinen Schaden an, denn es wird vom Körper sofort nach seiner Bildung zerstört, damit eine Immunantwort ausgelöst werden kann.

Klassische Impfungen wie die gegen Influenza nutzen tote oder abgeschwächte Viren.

Und die halte ich potenziell für gefährlicher als die jetzigen Corona-Impfstoffe, aber ich habe mich im Herbst selbstverständlich und ohne Bedenken gegen Influenza impfen lassen. Übrigens gibt es in der Krebsmedizin schon lange Erfahrungen mit der mRNA-Technologie. Auch deswegen ging die Entwicklung des Impfstoffes so schnell.

Ein weiterer Einwand ist: Frauen mit Kinderwunsch könnten durch die Impfung unfruchtbar werden.

Viele junge Frauen haben tatsächlich deswegen Sorgen, die aber auf einem Irrtum beruhen: Man hat festgestellt, dass es eine extrem kurze Sequenz aus fünf Aminosäuren im Spike-Protein gibt, die eine Ähnlichkeit mit einem Protein in der Plazenta hat, dem Syncytin-Protein. Nun spekulieren manche, die Antikörper gegen das Virus würden die Plazenta angreifen, was Unfruchtbarkeit zur Folge habe. Allerdings sind diese Ähnlichkeiten nach allem, was wir aus dem Bindungsverhalten von Antikörpern wissen, viel zu klein, als dass eine Gefahr für das menschliche Plazenta-Protein droht. Außerdem: Bei jeder Corona-Infektion bildet das Immunsystem ja ebenfalls Antikörper gegen das Spike-Protein. Und bisher ist nicht bekannt geworden, dass diese Antikörper bei einer natürlichen Corona-Infektion die Plazenta angegriffen hätten. Es handelt sich also lediglich um eine wilde Spekulation, die durch keine wissenschaftliche Beobachtung belegt wäre.

> „Ich traue mich nicht, die Pandemie so einfach auf die Endzeittexte der Bibel zu beziehen.“

Die Schlagzeilen werden bestimmt von Mutanten. Wird das Virus immer gefährlicher für uns?

Dazu gibt es unterschiedliche Theorien. Eine besagt, dass das Virus tatsächlich gefährlicher wird, andere dagegen, dass es sich mit der Zeit abschwächen wird. Voraussagen kann das aber niemand. Wir müssen mit gefährlicheren Virusstämmen rechnen. Das bedeutet, dass wir Impfstoffe anpassen müssen. Die gute Nachricht ist: Mit der mRNA-Technik können wir das in kürzester Zeit tun. Man verändert die Buchstabenreihenfolge der mRNA einfach so, dass das neue Mutanten-Spike-Protein produziert wird. Diese Technik ist wirklich genial!

Sie kommen ja regelrecht ins Schwärmen.

(lacht) Ich bin fast versucht, zu sagen: Messenger-RNA-Impfstoffe sind ein Geschenk Gottes. Ich bin wirklich begeistert.

Steigt mit höheren Infektionszahlen auch die Wahrscheinlichkeit, dass gefährlichere Virusvarianten entstehen?

Ja. Je mehr Ereignisse es gibt, bei denen das Virus verbreitet wird, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit für multiple Mutationen.

Werden wir in absehbarer Zeit wieder zur Normalität zurückkehren können, wenn Risikogruppen geschützt sind?

Ich glaube, dass es nicht mehr lange dauern wird bis dahin. Ein Schlüssel ist die Impfung von Risiko- und Hochrisiko-Patienten. Das heißt nicht, dass niemand mehr an Corona sterben wird, so wie es auch bei Influenza heute noch ist.

Das klingt nach Hoffnung. Unter Christen scheinen die Vergleiche mit endzeitlichen Seuchen ja auch zurückzugehen.

Ich bin im Kontakt mit Corona-Skeptikern und Verschwörungsgläubigen. Wenn diese dann Christen sind, sehen sie häufig eine Endzeitproblematik. Ich bin da zögerlich. Ich traue mich nicht, die Pandemie so einfach auf die Endzeittexte der Bibel zu beziehen. Mehr Sorge habe ich vor gesellschaftlichen Abläufen, die Entwicklungen Vorschub leisten, die die Bibel als Endzeit kennt, beispielsweise in Bezug auf Digitalisierung. In einer Pandemie kann man leichter argumentieren, dass jeder Mensch auf dieser Welt eine digitale Identität bekommen muss, vielleicht künftig sogar als Implantat? Diese Entwicklung haben wir schon länger, Corona könnte den Prozess beschleunigen. Beispiel digitaler Impfpass: Ich habe auch einen Impfpass, aber aus Papier. Ich brauche keinen digitalen – und weiche digitalen Signaturen aus, wo das gut möglich ist.

Vielen Dank für das Gespräch!

Foto: picture alliance

Alexej und Julia Nawalny sind zusammen das Gesicht der Bürgerbewegung in Russland

Die First Lady der RUSSISCHEN OPPOSITION

Julia Nawalnaja ist nicht nur die Frau an der Seite des Kremlkritikers. Sie ist politische Aktivistin und führt jetzt die Bürgerbewegung gegen Putin mit an. Der christliche Glaube gibt den Nawalnys Kraft. | VON WOLFRAM WEIMER

Alexej Anatoljewitsch Nawalny ist Russlands großer Freiheitskämpfer und Dissident. Er fordert Präsident Putin heraus und die Demokratie ein. Dafür musste er ins Straflager. In seinem Schlusswort des Gerichtsverfahrens sprach er außer über Freiheit auch über Glück und Gerechtigkeit für Russland, und er bekannte sich als gläubiger Christ. Der Glaube gebe ihm Kraft. Nawalny verwies vor dem Berufungsgericht auf die Bibel und eines ihrer Worte als seine persönliche Handlungsmaxime: „Selig sind, die hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden."

Die Kraft des Glaubens wird er brauchen. Denn unter Anrechnung früherer Haftzeiten und eines mehrmonatigen Hausarrests wird der Oppositionelle frühestens nach zwei Jahren, sechs Monaten und zwei Wochen freikommen – also im Sommer 2023. Und das, nachdem Nawalny im vorigen Jahr schon einen Giftanschlag des Regimes überlebte. Schlagartig geriet damals seine Frau Julia ins Rampenlicht. Die 44-Jährige stand mit Sonnenbrille vor dem Krankenhaus im sibirischen Omsk und forderte, dass ihr Mann, der um sein Leben rang, zur Behandlung ins Ausland dürfe. Der souveräne Auftritt beeindruckte die Weltöffentlichkeit.

Julia Nawalnaja steht nicht nur bedingungslos hinter ihrem Mann und demonstrativ an seiner Seite. Auch sie schöpft Kraft aus dem Glauben. Die Freiheitsbewegung Russlands führen beide seither gemeinsam an. Und jetzt, da Alexej Nawalny wieder für lange Zeit in Haft ist, fällt ihr eine wichtige Rolle zu. Die Website women.ru hat ihr den Spitznamen „First Lady der Opposition" verliehen. Der Politikwissenschaftler Konstantin Kalachev bescheinigt ihr nicht nur politische Klugheit, Charisma und Charme: „Sie könnte den Platz ihres Mannes einnehmen, wenn es nötig wäre", sagte er der britischen Times. Schon früher traten Nawalnys öffentlich als Team auf. Ein Gegensatz auch zu Nawalnys größtem Feind Putin, der – geschieden und offiziell alleinstehend – sein Privatleben, so gut es geht, geheim hält.

Ein Wunder namens Glaube

Während seiner Reha in Deutschland postete Nawalny auf Instagram immer wieder Fotos von Julia und sich. „Julia hat mein Leben gerettet", schrieb er über die Mutter der beiden gemeinsamen Kinder, die sich so fürsorglich um ihn gekümmert habe. Vielfach ist seitdem Julia Nawalnajas psychische Stärke bewundert worden.

Westliche Medien nennen Julia Nawalnaja schon eine zweite Swetlana Tichanowskaja: Die Frau aus Belarus trat im August bei der Präsidentenwahl in ihrem Land gegen Langzeit-Machthaber Alexander Lukaschenko anstelle ihres inhaftierten Mannes Sergej an und gilt nun als wichtigste Führerin der Opposition. Diese Rolle wächst Nawalnaja auch in Russland auch zu.

Der prominente russische Sammler Marat Gelman glaubt, dass „Nawalnaja eine mächtige Politikerin werden wird" und nun Wahlen in Russland gegen jeden außer Putin gewinnen kann. Es wurde vorgeschlagen, dass Nawalnaja sich selbst für die Staatsduma im Jahr 2021 nominiert. Der russische Schriftsteller Dmitri Bykow zieht noch einen anderen Vergleich: Nawalnaja erinnere ihn an die russische Freiheitsschriftstellerin Ljudmila Petruschewskaja, die unter dem stalinistischen Terror bitter zu leiden hatte und dennoch ihre Stimme erhob: Sie „steht Umständen gegenüber, die stärker sind als sie, aber irgendein Wunder hilft ihr, das Böse der Welt zu besiegen". Das Wunder heißt Glaube.

Foto: Markus Hurek

Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichneter Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien.

Die Kirche der Demokratie

Die Paulskirche in Frankfurt ist untrennbar mit der deutschen Demokratie verbunden. In der Mainmetropole wurde deren Grundstein gelegt, in der Kirche tagte 1848 die Nationalversammlung. Die heutige Paulsgemeinde ist sich ihres historischen Erbes bewusst. Ihre Gottesdienste feiert sie woanders. | VON JOHANNES BLÖCHER-WEIL

An Weihnachten war es ausnahmsweise mal wieder so weit. Die Menschen strömten zum Gottesdienst in die Frankfurter Paulskirche. Doch das Bild hat Seltenheitswert. Die Kirche, die zur DNA der Metropole gehört wie der Römer und der Main, diente als Ausweichquartier in der Pandemie. Bis 1848 der Grundstein für die deutsche Demokratie gelegt wurde, war sie sogar die protestantische Hauptkirche der Stadt – und sie ist es bis 1944 geblieben.

Bis heute gibt es die dazugehörige Evangelisch-lutherische St.-Paulsgemeinde. Das Gemeindeleben spielt sich aber in der fußläufig zwei Minuten entfernten Alten Nikolaikirche am Römerberg ab. Ihre Pfarrerin ist Andrea Braunberger-Myers. Sie betrachtet das historische Erbe als Chance für ihre Gemeinde und die Gesellschaft. Beruflich beschäftigt sie sich regelmäßig mit der wechselhaften Geschichte der Kirche. Im Mittelalter war an dem Standort ein Kloster der Barfüßer, wie die Franziskaner umgangssprachlich genannt wurden. Im Zuge der Reformation wurde hier das erste evangelische Abendmahl in Frankfurt gehalten. Nachdem Risse im Dach festgestellt wurden, entschied man sich 1789 für einen Neubau. Dieser dauerte wegen knapper Finanzen bis 1833.

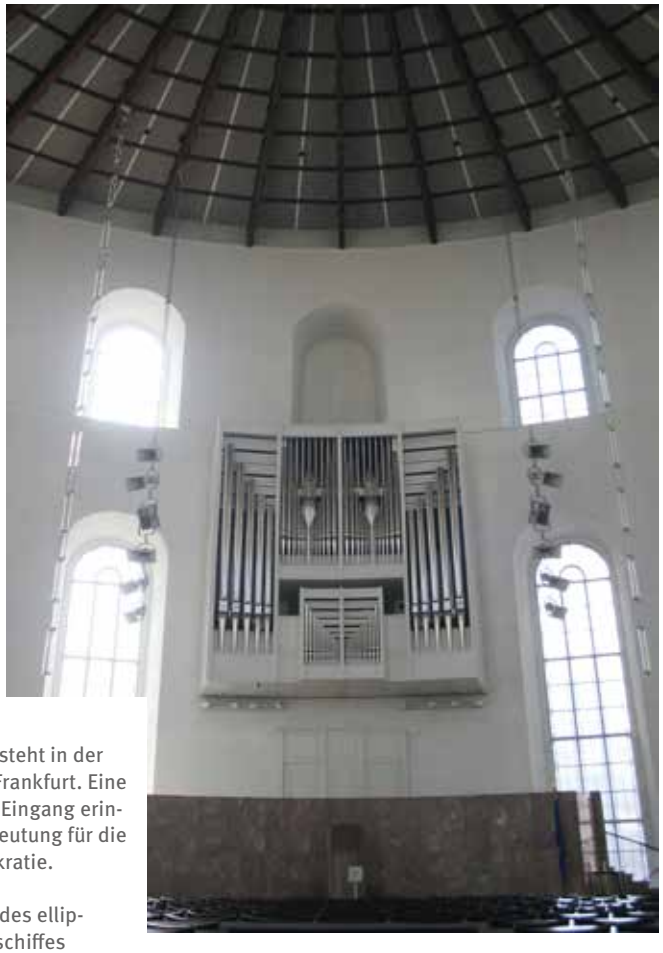
Christen sahen demokratische Entwicklung positiv

Im März 1848 beschloss das lutherische Prediger-Ministerium, die Paulskirche für die Sitzung der Nationalversammlung zur Verfügung zu stellen. Dem Gremium gehörten alle Prediger der städtischen lutherischen Kirchen an. Nach der Anfrage seitens der politischen Bewegung habe nicht einmal eine Sondersitzung stattgefunden: „Es zeigt, dass die protestantischen Christen der demokratischen Entwicklung sehr positiv gegenüberstanden“, sagt Braunberg-Myers. Eilig wurde die Kirche mit den neuen schwarz-rot-goldenen Bundesfahnen geschmückt, um einen würdigen Rahmen für die Zusammenkunft des Parlaments zu schaffen. Der Altar wurde abgebaut und die Orgel mit einem breiten Vorhang verdeckt. Darauf war das Gemälde der Germania mit Fahne und Schwert zu sehen, rechts und links davon je ein Lorbeerkranz mit vaterländischen Versen.

Das Ziel der Frankfurter Nationalversammlung bestand darin, aus den einzelnen Kleinstaaten, König- und Herzogtümern einen deutschen Nationalstaat zu gründen und eine Verfassung zu erarbeiten. An seiner Spitze, so sah es die am 28. März 1849 verabschiedete Verfassung vor, sollte ein „Kaiser der Deutschen“ stehen. Aber der preußische König Friedrich Wilhelm IV. lehnte die Kaiserkrone ab. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte das Parlament 40 Mal in der Kirche getagt. Die dort erarbeite Verfassung trägt heute noch den Namen der Kirche. Im Mai 1849 endete die Zeit der Paulskirche als Parlamentssitz. Die Gemeinde hatte in dieser Zeit ihre Gottesdienste in den umliegenden Kirchen gefeiert. Nach der Sanierung der Kirche kehrten die Gläubigen wieder dorthin zurück.

Doch die wechselhafte Geschichte des Gebäudes ging weiter. Beim Luftangriff auf Frankfurt im März 1944 zerstörten Bomben Dachstuhl und Innenraum der Kirche. Nach Kriegsende war es den Stadtvätern wichtig, die Kirche als „Wiege der Demokratie“ schnell wieder aufzubauen, um zum 100-jährigen Jubiläum einen demokratischen Neuanfang zu schaffen. Weil im Krieg die kleinere Alte Nikolaikirche weniger zerstört und schneller aufgebaut wurde, erwies sich das Gotteshaus als ordentliche, aber vorübergehende Alternative.

Warum ihre Gemeinde Paulsgemeinde heißt, sich das kirchliche Leben aber in der Nikolaikirche abspielt, muss Braunberger-Myers immer wieder erklären: Der evangelische Gemeindeverband schloss 1953 mit dem Frankfurter Magistrat einen Vertrag ab, der noch heute gültig ist. Die zum Jubiläum am 18. Mai 1948 wiedereröffnete Kirche wird seitdem von der Stadt genutzt. Sie trägt auch die Kosten für den Erhalt und Bauarbeiten. Die Gemeinde vor Ort darf die Kirche bei Bedarf für Gottesdienste nutzen.



Die Paulskirche steht in der Innenstadt von Frankfurt. Eine Gedenktafel am Eingang erinnert an ihre Bedeutung für die deutsche Demokratie.

An den Wänden des elliptischen Kirchenschiffes hängen die Flaggen der Bundesländer. Genutzt wird die Kirche von der Stadt Frankfurt und zu repräsentativen Zwecken. Die Paulsgemeinde darf bei Bedarf aber auch Gottesdienst darin feiern.

Fotos: pro/Jonathan Steinert

Die Paulskirche diente der Nationalversammlung als Plenarsaal, weil der Kaisersaal im Rathaus, dem Römer, zu klein war. 587 Abgeordnete gehörten der Nationalversammlung an. Bis Juni 1849 waren mit Nachrückern und Stellvertretern 809 Parlamentarier an den Beratungen beteiligt.

Andrea Braunberger-Myers ist Pfarrerin der St.-Paulsgemeinde in Frankfurt am Main

Foto: privat

füllte sich nicht. Für Gottesdienste ist der Raum aber nicht gut geeignet. Die Akustik eigne sich mehr für das gesprochene Wort als für die Musik.

Braunberger-Myers hat dies bisher hauptsächlich bei ökumenischen Gottesdiensten oder zu besonderen Anlässen wie Stadtjubiläen und jetzt wieder an Weihnachten getan – mit vorgeschriebenem Abstand konnten mehr als sechs Mal so viele Menschen den Gottesdienst mitfeiern als in der Alten Nikolaikirche. Ansonsten wurde die Kirche für repräsentative Zwecke, wie die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, genutzt. Es gibt für die Theologin auch pragmatische Gründe, nicht mehr Gottesdienste in der Paulskirche zu feiern. Der Kirchenraum sei nach dem Krieg mit dem Gedanken gestaltet worden, dass Frankfurt deutsche Hauptstadt und die Paulskirche Sitz des Parlaments werden könnte. Diese Hoffnung er-

Glocken erinnern an 1848

Von den 4.500 Bewohnern im Stadtbezirk gehören heute etwas mehr als 1.000 Menschen zur Paulsgemeinde. Die Pfarrerin selbst ist vor den Toren Frankfurts aufgewachsen. Als sie 1988 ihren Dienst antrat, wusste sie um die herausragende Bedeutung der Kirche. Wo immer möglich, versucht die Pfarrerin in ihrer Arbeit die Bedeutung der Paulskirche hervorzuheben. Viele Menschen wüssten zwar, dass dort die Nationalversammlung getagt habe, aber nicht, dass sie bis 1944 immer die evangelische Hauptkirche der Stadt gewesen sei.

Der Anteil der Kirchen an der demokratischen Entwicklung sei über die Jahrhunderte nicht zu unterschätzen. Die Pfarrerin verschweigt beim Ritt durch die Geschichte aber nicht, dass sich die Gemeinde auch an der Demokratie „schuldig gemacht“ habe, etwa während der Nazizeit. Aktuell nehme sie in vielen westlichen Ländern eine starke Kritik an der Demokratie wahr. Das sei vor zwei bis drei Jahrzehnten nicht denkbar gewesen, findet die Theologin. Braunberger-Myers möchte sich einmischen – „auf dem Boden des Evangeliums“. Als Theologin müs-

In der Frankfurter Nationalversammlung tagte seit dem 18. Mai 1848 erstmals ein gesamtdeutsches Parlament. Die Abgeordneten setzten sich in politischen Fraktionen zusammen und verhandelten über die Gründung eines deutschen Nationalstaates. Die Versammlung wählte Erzherzog Johann von Österreich zum „Reichsverweser“. Das provisorische Oberhaupt des entstehenden Staates war bei Monarchisten, Anhängern des Großdeutschen Reiches und Linken gleichermaßen beliebt. Aufgrund unvereinbarer Ziele und fehlender Machtmittel verlor die Nationalversammlung jedoch zunehmend an Bedeutung. Ihre Ziele scheiterten, als der preußische König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone ablehnte. Als die Revolution 1849 niedergeschlagen wurde, gab Erzherzog Johann sein Amt wieder ab.

Foto: Coloured Drawing by Ludwig von Elliott, 1848 Historic Museum Frankfurt a.M. /gemeinfrei

se sie nicht alle Themen kommentieren, aber: „An bestimmten Punkten ist es unsere Pflicht, uns als Kirche zu positionieren.“ Das Evangelium sei nicht dazu da, der Politik Vorgaben zu machen. Christen müssten sich aber sehr wohl nach ihrer gesellschaftlichen Verantwortung fragen. Für die Pfarrerin bedeute das zum Beispiel, dass Kirche mit ihren Angeboten keine Schranken aufbaue. Gemeinden und Christen müssten im Blick haben, was sich vor ihrer Haustür abspiele. Sie unterfüttert dies mit einem Beispiel aus ihrer Gemeinde. Vor einigen Jahren habe sich in Frankfurt eine Bewegung analog zu Pegida gebildet: „Als sie auf dem Römerberg über mehrere Wochen demonstriert haben, war es für mich als Pfarrerin normal, ein großes Banner mit Bibelvers an der Kirche aufzuhängen, das zum verantwortungsvollen Umgang mit Flüchtlingen aufruft.“ Sie selbst kümmert sich mit 50 Prozent ihrer Stelle um die Arbeit der Offenen Nikolaikirche. Aufgrund ihrer zentralen Lage ist sie für Besucher, die aus aller Welt hier vorbeikommen, ganztägig geöffnet. Mit musikalischen und diakonischen Angeboten möchte sie in die Stadt hineinwirken. „Diese Arbeit ist interessant und eröffnet viele Möglichkeiten. Gerade in einer multikulturellen Stadt wie Frankfurt, wo rund 180 Nationen zusammenleben.“

1848 hätten die Protestanten die Demokratiebewegung als Chance erkannt. Das wünscht sie sich auch heute. Immer wenn die Paulskirche läutet, erinnert die sogenannte Bürgerglocke an die Proklamation der Bürger- und Menschenrechte durch die Nationalversammlung.

Aktuell hat die Debatte um die Zukunft der Kirche wieder Fahrt aufgenommen. Die Frankfurter Stadtverordneten entschieden im November 2019 nach einem Bürgerdialog, das Gebäude zu sanieren. Der Haushaltsausschuss des Bundestages hat 20 Millionen Euro dafür bewilligt. Ergänzend dazu soll ein „Haus der Demokratie“ entstehen. Bis 2023 sollen die Planungen dafür abgeschlossen sein. Dann feiert Deutschland das 175. Jubiläum der Nationalversammlung. Kulturstaatsministerin Monika Grütters wünscht sich in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, dass eine solche Einrichtung „die kritische Auseinandersetzung mit den Grundlagen des Zusammenlebens in einer freiheitlichen Gesellschaft“ fördert. Dies ist im Sinne des Evangelischen Stadtdekanats. Es hat eine offizielle Erklärung abgegeben, dass es das Gebäude nicht im Zustand von 1848 rekonstruieren möchte.

Wenn über ein „Haus der Demokratie“ nachgedacht werde, freut das die Theologin. Die Gemeinde hat sich dazu verpflichtet, ihre eigene lokale Rolle bei der demokratischen Entwicklung angemessen darzustellen – mit all ihren Stärken, aber auch den Brüchen.

Anzeige

Nachwuchsjournalistenpreis

Glaube in den Medien

Die Christliche Medieninitiative pro zeichnet junge Journalisten aus für Beiträge, die die Bibel, den christlichen Glauben und Kirche ins öffentliche Gespräch bringen.

Jetzt bewerben für den Nachwuchsjournalistenpreis!

Einsendeschluss:
15. Juli 2021

CHRISTLICHE MEDIENINITIATIVE PRO

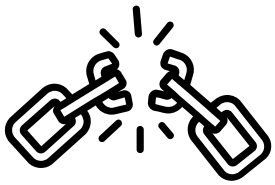
Weitere Informationen und Teilnahmebedingungen unter: christliche-medienakademie.de/nachwuchsjournalisten

Auch am anderen Ende der Kette stehen Menschen

Wer morgens ein T-Shirt anzieht, tut das in der Regel mit reinem Gewissen. Kaum jemand denkt daran, dass die Baumwolle dafür Kinder in Indien geerntet haben, der Rohstoff in Bangladesch in baufälligen Fabriken verwebt und anschließend in Pakistan von Frauen unter menschenunwürdigen Arbeitsbedingungen und zu Niedrigstlöhnen vernäht worden sein könnte. Das „Lieferkettengesetz“ soll diese Zustände nun verbessern. | **VON NORBERT SCHÄFER**

Den wenigsten Konsumenten ist bewusst, unter welch miesen Arbeitsbedingungen ihre Kleidung und Smartphones teilweise entstehen – und dass dabei die Umwelt zerstört wird. Das soll sich ändern. Noch vor der Bundestagswahl im September 2021 will die Regierung nach zähen Verhandlungen der beteiligten Ministerien ein „Gesetz über die unternehmerischen Sorgfaltspflichten in Lieferketten“, das sogenannte Lieferkettengesetz, im Parlament verabschieden.

Das Gesetz soll ab dem 1. Januar 2023 gelten und Unternehmen dazu verpflichten, alle direkten Lieferanten auf die Einhaltung sozialer und ökologischer Mindeststandards hin zu überprüfen – ob sie also menschenwürdig und umweltverträglich arbeiten.



40.000.000 Menschen
leben aktuell in Sklaverei

» **10.000.000** von ihnen sind Kinder

Auch mittelbare Zulieferer müssen bei Kenntnis von Problemen genauer unter die Lupe genommen werden. Das soll Kinderarbeit und unfaire Löhne verhindern und die verschiedenen Prozesse, Dienstleistungen und Tätigkeiten in der Lieferkette transparenter machen. Zunächst soll das für Unternehmen mit mehr als 3.000 Beschäftigten gelten, ab 2024 soll die Grenze auf mehr als 1.000 Mitarbeiter verschoben werden, so dass dann insgesamt rund 3.500 Unternehmen in der Pflicht stehen.

71 % der Sklaven weltweit sind Frauen und Mädchen

Arbeitsbedingungen rauben Menschen Würde

Verstoßen in Deutschland ansässige Unternehmen dagegen, dann drohen ihnen Bußgelder und sie können zusätzlich von öffentlicher Auftragsvergabe ausgeschlossen werden. Der Würzburger Wirtschaftsethiker Harald Bolsinger, Professor an der Hochschule für angewandte Wissenschaften Würzburg-Schweinfurt, betont den christlichen Kern des Gesetzes. Er verweist dazu auf die Präambel des Grundgesetzes. „Die Verantwortung vor Gott und den Menschen gilt nicht nur den Menschen hier, sondern allen Menschen weltweit, die in einer Lieferkette beteiligt sind.“ Dies gelte auch für die Würde des Menschen, die durch die Akzeptanz untragbarer Arbeitsbedingungen beeinträchtigt werde. Die Unternehmen müssten deshalb Maßnahmen zum Schutz der Umwelt und der Menschenrechte umsetzen. Ähnlich sieht es auch Frank Heinrich, Obmann der CDU/CSU-Fraktion im Ausschuss für Menschenrechte und humanitäre Hilfe. Er erklärt im Gespräch: „Gott als Schöpfer der Welt hat den Gedanken der Nachhaltigkeit in der Schöpfung angelegt. Da steckt ein Auftrag für uns drin, wie viel, wie verantwortlich und wie dankbar wir konsumieren.“

2019 bildete sich die „Initiative Lieferkettengesetz“ aus mehr als 100 zivilgesellschaftlichen Organisationen, zu der auch christliche Werke gehören wie „Brot für die Welt“, die „Micha Initiative“ und die „International Justice Mission“ (IJM). Die Organisationen wollen erreichen, dass „unser Wohlstand nicht auf Sklaverei und ausbeuterischer Kinderarbeit beruht“, und der Umweltzerstörung Einhalt gebieten. Basis sind die UN-Leit-

Quelle: IJM DEUTSCHLAND E. V.

prinzipien für Wirtschaft und Menschenrechte. Die Internationale Arbeitsorganisation ILO schätzt, dass aktuell mehr als 150 Millionen Fünf- bis 17-Jährige international geächtete Kinderarbeit leisten. Allein in Afrika sollen mehr als 70 Millionen Kinder als Zwangsarbeiter schuften. In Asien müssen mehr als 60 Millionen Menschen täglich als Sklaven arbeiten.

Haftung nicht berücksichtigt

Mit dem neuen Gesetz müssen Unternehmen dokumentieren – nicht garantieren –, dass ihre Lieferketten keine Menschenrechte oder umweltbezogene Pflichten verletzen, und dass sie bei Verstößen angemessene Maßnahmen eingeleitet haben. Auch Umweltrisiken, die Menschenrechte beeinträchtigen, müssen dabei betrachtet werden. Zivilrechtliche Haftung der Unternehmen sieht das Gesetz nicht vor. Das bemängeln vor allem Menschenrechtsorganisationen. Zwar könnten Betroffene von ausbeuterischer Arbeit und Menschenrechtsverletzungen wie bisher vor deutsche Gerichte ziehen und Schadenersatz fordern.

7 von 10 Kindern
arbeiten in der Landwirtschaft
(Kinderarbeit ist nicht auf arme Länder beschränkt)

» **Die Hälfte der betroffenen Kinder**
lebt in Ländern mit mittlerem Einkommen
» **Ein Drittel der Kinder**, die Kinderarbeit verrichten,
hat keinen Zugang zum Bildungssystem, und die,
die es besuchen, zeigen schlechte Leistungen

Allerdings werde der Fall nach dem jeweiligen Recht des Staates beurteilt, in dem sich die Fabrik oder Plantage befindet. Das bringe viele Unwägbarkeiten mit sich. Unternehmen erst ab einer bestimmten Mitarbeiterzahl auf eine faire Lieferkette zu verpflichten, hält EU-Justizkommissar Didier Reynders für wenig sinnvoll. „Die Größe der Unternehmen sagt nichts aus“, sagte Reynders gegenüber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Die EU-Kommission plant ihrerseits, im Juni einen Vorschlag für ein Lieferkettengesetz vorzulegen, das alle Unternehmen mit einbeziehen soll, egal welcher Größe. Denn die Einfuhr von Produkten, an denen Zwangsarbeiter beteiligt waren, könne auch ein kleiner Betrieb organisieren. Das Gesetz soll dann auch für ausländische Unternehmen gelten, die im Gebiet des EU-Binnenmarktes ihre Produkte verkaufen.

152.000.000 Kinder
müssen weltweit arbeiten

» **ca. 72.000.000 Kinder** in Afrika
» **ca. 62.000.000 Kinder** in Asien

Der Wirtschaftsrat der CDU lehnt einen nationalen Alleingang ab, weil Wettbewerbsnachteile zu fürchten seien und die Wirtschaft wegen der Corona-Pandemie ohnehin in einer „extrem schwierigen“ Lage stecke. Auch die FDP lehnt die nationale Lösung ab, weil die zusätzliche Bürokratie die kleinen und mittleren Unternehmen mit Kosten belaste. Dagegen argumentiert Bolsinger: Investoren achteten mittlerweile sehr genau darauf, ob Unternehmen Nachhaltigkeitsaspekte ausreichend berücksichtigen. Die Unternehmen würden in Zukunft aus eigenem Antrieb auf nachhaltiges Wirtschaften setzen müssen, um an genügend finanzielle Mittel zur Wachstumsfinanzierung heranzukommen. Auch die Kosten bei der Umsetzung des Gesetzes hält Bolsinger für überschaubar. Bestehende Controllinginstrumente könnten mit überschaubarem Aufwand für das neue Gesetz angepasst oder erweitert werden.

Für Harald Bolsinger hat das Lieferkettengesetz einen christlichen Kern

Konsumenten tragen Teil der Verantwortung

CDU-Politiker Heinrich möchte auch erreichen, dass Wirtschaft und Gesellschaft von „zukunftsfähigen Nachhaltigkeitsgedanken“ geprägt werden: „Wer als Christ bestimmte Dinge kauft, hat eine Mitverantwortung für das, was er kauft.“ Christen sollten sich von doppelten Standards verabschieden. Es bringe nichts, 50 Euro zu spenden und auf der anderen Seite so einzukaufen, dass dabei für 80 Euro Schaden entstehen. Christen dürfe das Leid ausgebeuteter Kinder und Frauen nicht egal sein.

„Greenpeace“ und „World Wildlife Fund“ (WWF) kritisieren, dass nicht die gesamte Wertschöpfungskette in dem Gesetz berücksichtigt wird. Firmen müssten nur ihre direkten Zulieferer prüfen, aber nicht die gesamte, teils riesige Lieferkette. Außerdem setze das Gesetz keine Standards zum Umweltschutz und mache die Firmen nicht direkt für Umweltschäden haftbar. Die Rohstoffgewinnung bewertet Bolsinger in einigen Branchen als durchaus kritisch. Beispielsweise belasteten Minen, in denen nach Rohstoffen zur Smartphone- oder Batterieherstellung geschürft werde, die Umwelt erheblich. Umweltschäden durch die Produktion oder als Folgekosten von Menschenrechtsverletzungen durch miese Arbeitsbedingungen seien bei den Produkten „nicht eingepreist“. Daran änderten auch die wenigen umweltbezogenen Pflichten im Gesetz – etwa der Schutz vor Quecksilber und langlebigen organischen Schadstoffen – wenig.

Der Wirtschaftsethiker bilanziert: „Die Zeche, etwa als Folgekosten der globalen Umweltzerstörung, werden wir alle zahlen.“ Deutsche Unternehmen seien bereits in der Lage, sauber und innovativ zu produzieren, wenn sie nur wollten. Er sieht deshalb in nachhaltig produzierten Gütern einen zunehmenden Wettbewerbsvorteil. „Das Gesetz führt dazu, dass sich die Unternehmen öffentlich rechtfertigen müssen. Daraus kann ein Wettbewerb entstehen um besonders sauber und nachhaltig produzierte Produkte und Dienstleistungen. Dieser Wettbewerb um wirklich gute Produkte und Dienstleistungen ist das, was wir tatsächlich brauchen.“

Quelle: Alliance 8.7

Baru Jambazian und seine Frau Anna leisten mit der Hilfsorganisation „Diaconia Charitable Fund“ praktische Nothilfe. Die geistliche Stärkung von Gemeinden soll eine Zukunftsaufgabe der Organisation werden.

Land im Dunkeln

Die Berichte von Massakern an armenischen Christen im Osmanischen Reich führten vor 125 Jahren zur Gründung des „Christlichen Hilfsbundes im Orient“. Heute hilft die Organisation dabei, die Folgen des Krieges in Berg-Karabach zu bewältigen. Wieder hat sie es mit einem Volk zu tun, das um seine Existenz ringt. | **VON JONATHAN STEINERT**

Sechs Wochen im Herbst des vergangenen Jahres haben aus Armenien ein anderes Land gemacht: der Krieg in der Region Berg-Karabach. Armenische Soldaten kämpften gegen Aserbaidschan um ein Gebiet, in dem fast ausschließlich Armenier leben, das sich als unabhängige Republik versteht, aber von Aserbaidschan beansprucht wird. Die Armenier haben nicht nur den Krieg und Territorium verloren. Der Krieg hat Existenzängste geweckt und das Volk in eine Krise gestürzt. Euphorisch zeigte sich das Land anfangs überzeugt, den Angreifer zurückschlagen und Berg-Karabach verteidigen zu können. Umso größer die Enttäuschung – über die vollmundige Propaganda der eigenen Regierung, über den Verlust von Land und Menschen, über die Vereinbarung eines Waffenstillstandes, den viele Armenier als Verrat am eigenen Land ansehen.

Doch es ist nicht nur der verlorene Krieg: „Es herrscht eine große Unsicherheit, es gibt keine Perspektive, keiner weiß, wie es in unserem Land weitergeht“, sagt Baru Jambazian, der die armenische Hilfsorganisation „Diaconia Charitable Fund“ leitet. In der Hauptstadt Eriwan demonstrieren zwei Lager: Das eine fordert den Rücktritt von Ministerpräsident Nikol Paschinjan, das andere unterstützt ihn. 2018 stand er als Anführer der „Samtenen Revolution“ für einen demokratischen Aufbruch, für ein Ende der alten, korrupten Kader, die manche seiner Gegner nun wieder an der Spitze sehen wollen. Doch die meisten Armenier, sagt Jambazian, wüssten zu Recht gar nicht, wem sie überhaupt vertrauen kön-

Der „Christliche Hilfsbund im Orient“ wurde vor 125 Jahren in Frankfurt am Main gegründet. Den Anstoß dazu gaben die evangelischen Pfarrer Ernst Lohmann und Johannes Lepsius. Zunächst stand die Armenierhilfe im Osmanischen Reich im Zentrum der Arbeit. Nach 1923 lag der Schwerpunkt auf der Mission unter Muslimen und der Unterstützung vertriebener Armenier in Bulgarien und Griechenland. Seit 1947 ist der „Hilfsbund“ im Libanon aktiv, seit 1994 in Armenien. 2007 kamen Projekte im Irak, 2012 in Syrien hinzu. Der Verein steht der Evangelischen Allianz nahe und hat seinen Sitz in Bad Homburg.

Fotos: pro/Jonathan Steinert

Das Christentum hat die Kultur und das Selbstverständnis der Armenier als älteste christliche Nation der Welt geprägt. Zahlreiche Jahrhunderte alte Klöster im Land zeugen davon.

nen, denn auch die neue Regierung stehe unter Verdacht, die Bevölkerung belogen zu haben.

Noch tiefer scheint die Erfahrung der eigenen Verwundbarkeit zu gehen, das Gefühl, als uralte christliche Nation von Feinden bedroht und von Freunden allein gelassen zu sein. Die kollektive Erinnerung an den Genozid während des Ersten Weltkriegs und die Massaker, die es davor schon im Osmanischen Reich an den Armeniern gegeben hatte, ist wieder da. Menschenrechtsorganisationen wie „Human Rights Watch“ werfen Aserbaidschan Kriegsverbrechen vor. Es gibt Berichte und Videos von Misshandlungen, Enthauptungen und gezielten Hinrichtungen armenischer Soldaten. Trotz Waffenstillstand sorgen sich die Armenier vor einer neuen Eskalation und ethnischen Säuberungen.

„Es geht ums Überleben unserer Nation“, sagt Jambazian. Mit seiner Organisation hat er während des Krieges akute Nothilfe für Flüchtlinge – vor allem Frauen, Kinder und ältere Menschen – geleistet: Unterkünfte, Kleidung, Decken, Nahrungsmittel, Hygieneartikel. Auch seine freikirchliche Gemeinde hat Flüchtlinge aus dem Kriegsgebiet aufgenommen: Im Gottesdienstraum wurden Leinen gespannt, um Decken daran aufzuhängen und so notdürftig private Bereiche abzutrennen. Helfer haben in der Küche des Gemeindehauses gekocht und Mahlzeiten bereitgestellt. Weil in den Schutzräumen unter Bombardement, in den Notunterkünften, bei den Helfern weder Abstände noch Hygienekonzepte eingehalten werden können, sind die Corona-Infektionszahlen explodiert, berichtet er. Aber die Pandemie sei das kleinste Problem.

Jetzt geht es für seine Organisation darum, die Familien zu unterstützen, deren Männer und Söhne gestorben, in Gefangenschaft oder als Verwundete wiedergekommen sind. „Manche haben Arme oder Beine verloren, andere sind erblindet“, sagt Jambazian und ergänzt: „Darunter viele junge Männer. Die sind zeitlebens invalide.“ Deshalb entwickelt „Diaconia“ nun Projekte, um diesen Menschen zu helfen, eine sinnvolle Arbeit zu finden und selbständig leben zu können. Auch psychologische Begleitung von Traumatisierten spielt eine Rolle. „Wir haben keinen Krieg gewollt“, sagt Jambazian. „So ist die junge Generation nicht aufgewachsen. Sie wurden von der Eisdiele in die Schlacht geschickt. Es ist eine dunkle Welt.“

> „Wir müssen unsere Schuld bekennen und uns wieder Gott zuwenden. Das ist das, was unser Volk zur Heilung braucht.“

Die Aufbruchstimmung von vor drei Jahren, als sich die Demokratiebewegung durchsetzte, ist dahin. „Das Land ist ein anderes geworden.“

Historische Parallelen

Das sieht auch Andreas Baumann so. Er leitet den „Christlichen Hilfsbund im Orient“, der verschiedene Projekte seiner Partner vor Ort unterstützt – unter anderem Jambazians „Diaconia“. Viele Armenier seien enttäuscht, dass Deutschland nicht deutlicher über die Rolle des NATO-Mitglieds Türkei in diesem Krieg gesprochen habe. Präsident Recep Tayyip Erdogan unterstützte Aserbaidschan mit modernen Waffen und Kampfflugzeugen, außerdem rekrutierte die Türkei Söldner aus Syrien für den Krieg. Bei einer Militärparade zum Sieg über Armenien war Erdogan Ehrengast des aserbaidschanischen Präsidenten Ilham Alijew.

Zwei Wochen nach Beginn des Krieges schickte der „Hilfsbund“ eine Stellungnahme an Abgeordnete des Deutschen Bundestages: Erdogan heize den Konflikt an, hieß es darin. Das sei nicht hinzunehmen und müsse von der deutschen Politik „klar und scharf“ verurteilt werden. Der „Hilfsbund“ erinnerte die Abgeordneten zudem an die deutsche „Mitverantwortung am armenischen Genozid von 1915 durch das türkisch-osmanische Reich, den damaligen Bündnispartner Deutschland“. Der Bundestag hatte 2016 eine Resolution verabschiedete, die diese Mitverantwortung anerkennt und das Geschehen als Völkermord bezeichnet. Kanzlerin Angela Merkel, Sigmar Gabriel und Frank-Walter Steinmeier, damals Vizekanzler und Außenminister, waren bei der Abstimmung abwesend. Die Bundesregierung betonte im Anschluss, die Resolution sei rechtlich nicht bindend. Bis heute ein fatales Signal, findet „Hilfsbund“-Geschäftsführer Baumann, auch wenn er sich der politischen Interessen bewusst sei – Stichwort Flüchtlingsdeal.

Historische Parallelen sind in seinen Augen dennoch auffällig. Schließlich hängt seine Organisation unmittelbar mit dem Schicksal der Armenier im Osmanischen Reich zusammen: 1896 liest Ernst Lohmann, zu der Zeit evangelischer Pfarrer in Frankfurt am Main, in der amerikanischen Wochenzeitung Christian

Herald von Massakern an Zehntausenden christlichen Armeniern. Er wundert sich, davon aus der heimischen Presse noch nichts erfahren zu haben. Doch das Kaiserreich hat kein Interesse an einer Öffentlichkeit zu diesem Thema, da es mit dem Sultan verbündet ist. Die Presse, so meint Lohmann, habe gar Schweigegeld aus Istanbul erhalten. Lohmann, dem ganz besonders die Armen und sozial am Rand stehenden Menschen am Herzen liegen, beschließt, das Thema selbst in die Hand zu nehmen. Er veröffentlicht im Februar 1896 ein Flugblatt und informiert über die Verfolgungswelle. „Es ist unfaßlich, es ist unerträglich, daß die Christenheit noch länger gleichgültig und ohnmächtig einem solch entsetzlichen Schauspiel zusieht“, schreibt er.

Über seine Kontakte in der Evangelischen Allianz und der Gnadauer Gemeinschaftsbewegung, die er mit ins Leben gerufen hatte, verbreitet sich das Flugblatt schnell und löst ungeahnte Reaktionen aus: Noch im selben Monat erhält er 14.000 Mark, um vom Hungertod bedrohte Armenier zu retten. Bis August kommen Spenden von über 47.000 Mark zusammen. Das Geld vermittelt Lohmann an amerikanische Missionare im Osmanischen Reich, die in seinem Auftrag 100 Waisenkinder in Obhut nehmen. Zusammen mit dem Pfarrer Johannes Lepsius, der gerade dabei ist, mit der „Deutschen Orientmission“ ebenfalls eine Armenierhilfe aufzubauen, gründet er im Juli jenes Jahres den „Deutschen Hülfsbund für Armenien“ mit zwei Standorten: ein Komitee in Frankfurt unter der Leitung Lohmanns und – in der Verantwortung Lepsius’ – eines in Berlin, das der damalige Vorsitzende der Evangelischen Allianz, Graf Andreas von Bernstorff, leitet. Auch weitere regionale Komitees entstehen, etwa im Elsaß und in der Schweiz. Ende 1896 sendet der Hilfsbund erste eigene Mitarbeiter in den Orient. Der Schwerpunkt liegt zunächst auf Waisenhäusern – in denen während des Völkermords zwanzig Jahre später Tausende Kinder in Sicherheit sind. In den folgenden Jahren kommen Schulen, Kliniken, handwerkliche Ausbildungsbetriebe hinzu. Auch eine Bibelfrauenschule und eine Ausbildungsstätte für Evangelisten werden gegründet.

Auf der Suche nach Gott

Lohmann ging es nicht allein um die Versorgung von Menschen in Not, sondern auch um deren geistliches Wohl, erklärt Baumann. Das war Lohmann als Pfarrer in Deutschland ebenso wichtig wie als Leiter einer Hilfsorganisation. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg und dem Völkermord erlebte er eine regelrechte Erweckungsbewegung unter Armeniern. „Lohmann sah darin eine Berufung des armenischen Volkes, im Orient ein Licht für das Evangelium zu sein.“ Heute sind beim „Hilfsbund“ nur noch fünf Mitarbeiter tätig. Der Fokus liegt neben der praktischen und finanziellen Hilfe darauf, Kontakte zu Gemeinden in den Projektländern zu pflegen, an ihren Anliegen Anteil zu haben, dafür zu beten und auch in Deutschland darüber zu informieren.

Das Wirken des Vereins in den vergangenen 125 Jahren prägt seinen Ruf in der Region bis heute. Nachfahren von Menschen, die in den Waisenhäusern aufgewachsen sind, arbeiten jetzt in Projekten vor Ort mit. „Dieses Vertrauen und diese Verbundenheit ist unser Pfund“, sagt Baumann. Er sieht die Organisation nach wie vor in erster Linie als Hilfswerk für Christen im Nahen Osten; aber geleitet von einem geistlichen Blick, wo konkrete Projekte notwendig sind und wie dadurch auch die Herzen der Menschen angesprochen werden können. „Lohmann war existenziell betroffen davon, was mit seinen Glaubensgeschwistern geschieht; und dann hat er pragmatisch und flexibel gehandelt“, sagt Baumann – eine Haltung, die er auch sich behalten möchte.

Nach dem jüngsten Krieg steht Armenien wieder weit oben auf der Liste, wo Hilfe notwendig ist – nicht nur im Sinne der humanitären Unterstützung. Projektpartner Jambazian sagt: „Es gibt ein biblisches Prinzip: Wenn du dich Gott zuwendest, wird er sich finden lassen. Das gilt auch für unser Volk. Wir müssen unsere Schuld bekennen und uns wieder Gott zuwenden. Das ist das, was unser Volk zur Heilung braucht. Dafür beten wir.“ Deshalb sieht er es auch als eine Zukunftsaufgabe seiner Organisation, christliche Gemeinden zu stärken: dass sie Jesus bezeugen und ein Licht im Dunkel sind – gerade jetzt.

Berg-Karabach oder „Arzach“ ist eine autonome, international nicht anerkannte Republik innerhalb Aserbaidschans, in der rund 150.000 Menschen lebten, fast ausschließlich Armenier. In einem Krieg Anfang der 1990er Jahre mit mehren zehntausend Toten verlor Aserbaidschan die Kontrolle über das Gebiet, Armenien kontrollierte seitdem auch Territorium des Nachbarlandes zwischen sich und Berg-Karabach. Immer wieder gab es seitdem Spannungen zwischen Armenien und Aserbaidschan. Ende September 2020 erfolgte eine aserbaidschanische Offensive gegen den Nachbarn. Beide Seiten beschuldigen sich, Kriegsverbrechen begangen zu haben. Aserbaidschan eroberte mit türkischer Unterstützung Teile Berg-Karabachs und der besetzten Gebiete zurück. Russland vermittelte einen Waffenstillstand, der seit 10. November gilt. Armenien musste zudem weitere gehaltene Gebiete zurückgeben. Russische Friedenstruppen überwachen die Einhaltung des Waffenstillstands. Die Bundesregierung geht von mindestens 90.000 armenischen Flüchtlingen aus Berg-Karabach aus und von 50.000 aserbaidschanischen Flüchtlingen. Einige sind zurückgekehrt. Der Krieg forderte mehr als 4.600 Tote.

OPEN DOORS TAG

WERDE WACH UND STÄRKE DAS ÜBRIGE, DAS IM BEGRIFF STEHT ZU STERBEN. OFFB. 3,2A

15. MAI – 20:15 UHR

SEI DABEI AUF
BIBEL TV
YOUTUBE.COM/OPENDOORSDE
WWW.OPENDOORS.DE/ODTAG

VERFOLGUNG

WIRF EINEN BLICK HINTER DIE KULISSEN. SIEH, WAS WIR SONST NICHT SEHEN KÖNNEN – WIE JESUS MITTEN IM VERBORGENEN WIRKT. WIE ER ETWAS NEUES ENTSTEHEN LÄSST. MITTEN IN VERFOLGUNG ...

ERWECKUNG

Open Doors
Im Dienst der verfolgten **Christen** weltweit

VOM BANKRÄUBER ZUM VERSÖHNER

Packend
Dramatisch
Ehrlich

Best.-Nr. 396.001 **€ 19,99**

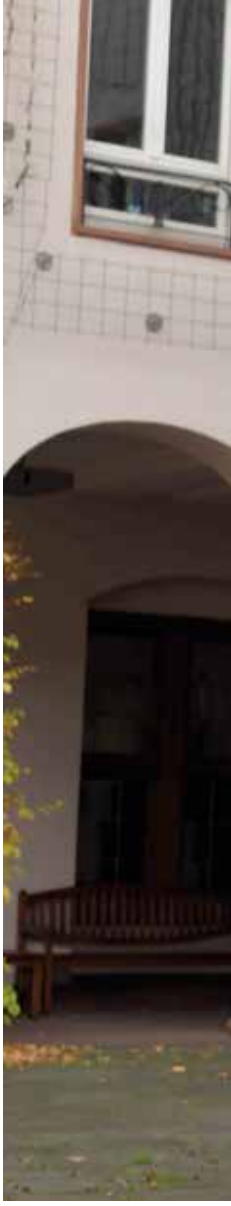
Bewegende Biografie, die von der zweiten Chance erzählt

Angetrieben von enormer Wut und ohne Rücksicht auf Verluste begeht Rudolf Szabo mehrere Raubüberfälle. Im Gefängnis begegnet er durch seinen Betreuer einem wohlwollenden Gott und nähert sich ihm mit ersten zögerlichen Schritten.

Jetzt bestellen!

Im christlichen Buchhandel
oder jetzt bestellen:
07031 7414-177
bestellen@scm-shop.de
www.scm-shop.de

SCM
Hänssler



„Das Grundgesetz ist eine kluge Verfassung“

Bettina Limperg ist Präsidentin des Bundesgerichtshofs in Karlsruhe. Im Ehrenamt hat sie auch das Präsidentenamt des Ökumenischen Kirchentags übernommen. Wie ihre Kindheit in einem christlichen Elternhaus sie geprägt hat und welche innerkirchlichen Debatten sie gerne voranbringen möchte, hat sie im Gespräch mit pro erklärt. | **DIE FRAGEN STELLTE JOHANNES BLÖCHER-WEIL**

pro: Frau Limperg, Sie sind in einer evangelischen Freikirche großgeworden. Welche Erinnerungen haben Sie daran?

Bettina Limperg: Für meine Eltern und die Verwandtschaft meiner Mutter hatten Glaube und Gemeinde einen sehr hohen Stellenwert. Dort fand ein sehr intensives und reges geistliches Leben statt. Ich erinnere mich gut an die „Stunden“, wie die Gottesdienste dort genannt wurden. Die Sonntagsschule war für uns Kinder ein fest gesetzter Punkt in der Woche. Auch in der Jugendarbeit gab es tolle Menschen, die mich geprägt und begleitet haben. Die Brüdergemeinde war geprägt von vielen wortgewaltigen Männern und sehr engagierten Frauen.

Wie blicken Sie heute darauf zurück?

Im Rückblick war das ein sehr konservatives, gleichwohl anregendes Milieu. Als Jugendliche habe ich mich aber aus dieser Gemeinde heraus entwickelt. Viele vermittelte Inhalte sind gleichwohl geblieben und haben mich geprägt.

Sie waren die erste Frau als Präsidentin des Bundesgerichtshofs. War das sehr herausfordernd in einer Männerdomäne?

Es war eine große Herausforderung. Aber nicht wegen meines Geschlechts, sondern wegen des Amts. Der Bundesgerichtshof ist für jeden Richter eine wirklich beeindruckende Institution. Daher hatte ich größten Respekt und musste mich dem Haus erst einmal nähern. Deutschland hat auch weltweit einen guten Ruf als Rechtsstandort. Das alles repräsentiert man dann plötzlich mit vielen auch internationalen Kontakten. Ich hatte dafür kein Raster oder bewährte Strukturen. Manches habe ich intuitiv gelöst und insoweit vielleicht anders als ein männlicher Präsident. Mein Geschlecht war aber nicht das beherrschende Thema.

Was genau sind Ihre Aufgaben?

Die drei wichtigsten Bereiche sind die Verwaltung, die Rechtsprechung und die Repräsentation des Gerichts. Die große Bandbreite an Aufgaben macht für mich den Reiz aus. Es kann passieren, dass ich vormittags Recht spreche, nachmittags eine internationale Delegation empfange und dazwischen Verwaltungsaufgaben erfülle. Ich kann mir beruflich nichts Schöneres vorstellen.

In der Präambel des Grundgesetzes steht der Satz: „Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen“. Was bedeutet er aus Ihrer Sicht im säkularen 21. Jahrhundert?

Über den Satz wird immer wieder diskutiert. Ich persönlich glaube, er meint auch heute noch das Bekenntnis des Grundgesetzes gegen jede Form von Totalitarismus. Der Satz richtete sich gegen alle fürchterlichen Verbrechen und Allmachts-Fantasien der Nationalsozialisten. Die Väter und Mütter des Grundgesetzes wollten einen Kontrapunkt setzen zu deren menschenverachtender Politik. Der Satz ist für mich damit auch Ausdruck eines historischen Gewissens. Er bedeutet aber nicht, dass

Bettina Limperg als evangelische Präsidentin des Ökumenischen Kirchentages und Thomas Sternberg, ihr katholisches Gegenüber, präsentieren das Motto der Veranstaltung

Foto: OEKT

Deutschland ein christlicher Staat und Einzelne auf das Christsein verpflichtet wären!

Sondern…?

Das Gegenteil ist der Fall. Unmittelbar danach folgen der Artikel 1 und die einzelnen Grundrechte. Sie sind in ihrer Summe ein ganz großes Freiheitsversprechen für die Glaubens-, Gewissens- und Meinungsfreiheit. Das prägt letztlich den Inhalt der Grundrechte. Aus meiner Sicht ist es ein Geschenk.

Würden Sie auch Ihre Arbeit als Richterin als Geschenk bezeichnen?

Auf jeden Fall. Das Grundgesetz ist eine unglaublich kluge Verfassung, die für jede Rechtsanwendung Leitschnur und Maßstab ist. Daran sind alle Richter gebunden und es prägt ihre Arbeit mehr als alles andere. Jeder von uns muss zurücktreten hinter das Recht. Das symbolisiert auch die Robe. Das Recht haben wir als Richter anzuwenden, unabhängig von unseren sonstigen Überzeugungen.

Hat der Satz aus der Präambel für Sie als Privatperson Konsequenzen?

Er rührt mich immer wieder an. Der Satz stellt den Menschen in ein großes Ganzes und löst die Individualität ein Stück weit auf. Gleichzeitig appelliert er an eine gewisse Demut in unserem Tun und Handeln. Der Aspekt der Verantwortung spricht mich persönlich sehr an.

Ist die Präambel mit dem Gottesbezug aus Ihrer Sicht noch zeitgemäß?

Zuletzt wurde diese Debatte intensiv im Zuge der Wiedervereinigung geführt. So wie ich die Präambel verstehe, als Zeichen der Verantwortung vor den Mitmenschen, finde ich sie noch immer wertvoll. Vielleicht passt sie sogar besser als je zuvor in unsere Zeit, in der wir immer mehr nach verbindenden Werten suchen müssen.

Inwiefern hilft Ihnen die Basis des christlichen Glaubens im beruflichen Alltag?

Wenn ich jetzt sage „Gar nicht“, klingt das hart und seltsam. Aber tatsächlich trenne ich das streng. Ich kann keine Glaubenselemente in meine Rechtsprechung übernehmen, sondern bin an Recht und Gesetz gebunden. Natürlich gibt es auch im Strafrecht den Schuldbegriff, aber er ist rechtlich definiert und hat nichts mit dem Schuldbegriff der Bibel gemeinsam. Natürlich gibt es Spielräume in der Rechtsprechung, zum Beispiel Generalklauseln. Aber die sind nicht dem Belieben anheim gestellt, sondern auch für deren Ausgestaltung gibt es Regeln. Ich muss trennen zwischen dem, was ich als Privatmensch denke, glaube und für richtig halte, und den Gesetzen des Staates.

Gibt es Bereiche, in denen Kirche und Rechtsprechung voneinander lernen können?

Das ist eine gute Frage. Natürlich kann immer jeder von jedem

Foto: OEKT

Bettina Limperg, 60 Jahre, hatte nach ihrem Jura-Studium Stationen als Richterin und Staatsanwältin. Seit 2014 ist sie Präsidentin des Bundesgerichtshofs, des obersten Zivil- und Strafgerichts in Deutschland. Ehrenamtlich ist sie Präsidentin des Ökumenischen und des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Sie wohnt mit ihrer Familie in Karlsruhe.

lernen. Aber hier bin ich unsicher, ob die klassischen Zuschreibungen funktionieren. Hört die Kirche besser zu als die Rechtsprechung? Ist die Kirche demütiger als der Staat? Wir haben es mit zwei Institutionen zu tun, in denen es Konflikte und Machtstrukturen gibt. Ich bezweifle, dass ein Bereich grundsätzlich besser ist als der andere.

Mein Gedanke war, dass Kirche bei der Beurteilung von Menschen etwas lernen kann …

Wenn Sie die Institution Kirche meinen, dann mag das manchmal so sein. Der christliche Glaube selbst hat natürlich einen weiten und wunderbaren Blick. Wenn Sie mit Jesu Augen auf die Menschen blicken, dann gibt es bei ihm keine Aussätzigen. Er reicht jedem die Hand. Eigentlich sollte dieses Bild für die Kirche und die Rechtsprechung selbstverständlich sein. Beide müssen unvoreingenommen sein. Ich würde aber nie behaupten, dass einer der Bereiche das stets erfüllt.

Sie sind auch Präsidentin des Ökumenischen Kirchentages und des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Wie kam es dazu?

Die Anfrage kam für mich wie aus heiterem Himmel. Nach reiflicher Überlegung habe ich zugestimmt. Vielleicht haben die Verantwortlichen mich gefragt, weil ich eine Frau bin, die sich schon häufig in Männerdomänen bewegt und Erfolge gehabt hat (schmunzelt). Beim Evangelischen Kirchentag wechseln sich zudem Frauen und Männer in der Präsidentschaft ab.

Was ist das Reizvolle an der Aufgabe?

Zum einen kann man viel bewegen! Aber man wird auch bewegt – die Kulturen des Gesprächs oder auch der Diskussion sind im kirchlichen Kontext ganz anders als bei den Juristinnen und Juristen. Da kann ich noch viel von der Laienbewegung Kirchentag und den unterschiedlichen Gremien lernen. Das ist manchmal anstrengend und manchmal großartig. In der Mischung ist es ein Geschenk.

Wie viel Zeit nimmt dieses Ehrenamt in Anspruch?

Mehr als man denkt. Natürlich geht es mit viel Arbeit in der Freizeit einher. Mal sind es intensive und anstrengende Phasen, aber ich erlebe auch viel Schönes. Es ist ein Ehrenamt und wie alle Ehrenämter, egal ob im Schützenverein oder im Kegelclub, macht es ja auch Spaß.

Was ist die größte Herausforderung in Bezug auf den Ökumenischen Kirchentag?

Ganz praktisch: das Corona-Virus. Es hält uns wahnsinnig auf Trab und sorgt für manches graue Haar und viele Falten. Wir mussten unzählige Male umplanen und dann kam doch alles anders als gedacht. Ansonsten reizt mich natürlich der ökumenische Blick auf die Welt. Meinem katholischen Kollegen Thomas Sternberg und mir war von Anfang an klar, dass wir mit dem Ökumenischen Kirchentag keine kirchliche Nabelschau abhalten wollten. Wir haben einen Auftrag in der Welt und für die Welt. Wenn wir diese Einheit im Blick haben, dann müssen wir uns an vielen Stellen und bei Problemen positionieren. Natürlich möchten wir auch Fortschritte in der Ökumene erzielen. Das ist ein durchaus steiniger Weg, bei dem wir einige Trennungen überwinden müssen.

Was sind da die größten Hürden?

Eines der größten Symbole der Trennung sind natürlich nach wie vor Eucharistie und Abendmahl. Das hängt eng mit dem Amtsverständnis und den unterschiedlichen Strukturen der Kirchen zusammen. Der „Synodale Weg“ zeigt für den katholischen Bereich auf, was den Laien weh tut. Mich persönlich beschäftigen Themen wie die Rolle der Frau, der Umgang mit Homosexualität und Sterbehilfe. Hier haben beide Seiten große Fragen an das jeweilige Gegenüber.

Hilft es dabei, eine Laienbewegung zu sein?

Natürlich. Da können wir uns ein Stück den Kirchen gegenüber positionieren. Das ist eine Chance und es befreit. Mit dem Motto für den Ökumenischen Kirchentag „schaut hin“ haben wir uns auch selbst gefragt, wo wir hinschauen wollen, auch wenn es weh tut. Das ist beiden Seiten ganz wichtig gewesen. Ich glaube, dass wir da Schritte vorankommen, auch im Bereich Eucharistie und Abendmahl.

Wie soll das konkret vor Ort aussehen?

Wir werden am Samstagabend Gottesdienste in der je eigenen Konfession anbieten. Uns war wichtig, dass wir uns gegenseitig dazu einladen, uns kennenzulernen und unsere Türen für den anderen zu öffnen. Jeder Einzelne muss dann für sich und mit seinem Gewissen ernsthaft prüfen, ob er gemeinsam mit dem Gegenüber vor den Tisch des Herrn treten kann.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft der Kirche?

Vor allem mehr Miteinander und den Mut, Konflikte auszutragen. Kirche muss sich da mehr zutrauen und sichtbarer handeln. Das habe ich auch in meinem Amt gelernt. Kirche darf sich nicht nur selbstgefällig mit sich selbst beschäftigen. Ich glaube nicht, dass wir für die Binnensicht auf unsere Probleme noch auf viel Verständnis hoffen können. Kirche soll in die Welt hineinwirken.

Zum Schluss: Verraten Sie uns Ihre Lieblingsbibelstelle?

Mein Lieblings-Bibeltext ist mein Taufspruch: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“ Ich habe mich ja als Erwachsene taufen lassen und habe diesen Satz selbst ausgesucht. Die Stelle spricht mich bis heute an und trägt mich. Furcht durch getragene Zuversicht zu ersetzen, diese Zusage Gottes gibt mir Kraft.

Vielen Dank für das Gespräch.

Leserreaktionen

pro-Lesertelefon
(0 64 41) 5 66 77 77

zu: „Grundrechte gelten nicht nur in sonnigen Zeiten“

Interview mit dem Journalisten Heribert Prantl über die Corona-Politik

Das Interview mit Heribert Prantl habe ich mehrmals gelesen, ohne aber am Ende eine plausible Begründung für seine Kritik an der Einschränkung von Grundrechten zu erkennen. Er verweist zwar darauf, dass Grundrechte „auch in Zeiten der Not und der Katastrophe gelten“. Doch akzeptiert er auch eine „Realität der großen Virus-Gefahr“. Was macht der Mensch also in solch einer Situation, da Gefahr im Verzug ist? Er trifft Maßnahmen, um sich zu schützen. Heribert Prantl versäumt es leider, konkret darzustellen, wie die dann erforderliche Abwägung – Ergreifen von notwendigen Maßnahmen einerseits, damit verbunden die mögliche Einschränkung von Grundrechten andererseits – konkret auszusehen hat. Seine allgemein gehaltenen Vorwürfe von „generellen, pauschalierenden Eingriffen in die Grundrechte durch Verbote, Ausgangssperren, Schul- und Betriebsschließungen“ sind da nicht hilfreich.

Karl Schleef

Die Analyse von Heribert Prantl spielt den Ball in die richtige Richtung. Zum einen erscheint es in ethischer und damit auch christlicher Hinsicht nicht unproblematisch, dass die Politik gerade den Schutz der schwächsten Individuen der Gesellschaft in ihrer Kommunikation zumindest nach außen hin bei den Bund-Länder-Konferenzen eher wie ein Thema unter vielen abhandelt und nicht als dasjenige mit der mit Abstand höchsten Priorität. Zum anderen besteht ebenfalls eine weitere Achillesferse darin, die viel Glaubwürdigkeit kostet, dass das Krisenmanagement sehr schmalspurig angelegt ist, da sowohl die politischen Entscheidungsträger als auch viele ihrer wissenschaftlichen Berater die erfolgreiche Bekämpfung der Pandemie immer noch vornehmlich als eine technokratische und nicht gesamtgesellschaftliche Herausforderung definieren. Deshalb bedarf es hier in jedem Fall mehr Selbstreflexion, um weitere akademische Tunnelblicke zu vermeiden, wobei es ein guter Anfang wäre, endlich mehr Geisteswissenschaftler – einschließlich Theologen – in den Diskurs um die besten Lösungen miteinzubeziehen!

Rasmus Helt

zu: Neuanfang

Was der Amtswechsel im Weißen Haus für die Evangelikalen bedeutet

Sie schreiben in Ihrem Begleitschreiben, dass die USA bis in die Gemeinden und Familien tief gespalten sind und dass das ein Erbe der Präsidentschaft von Donald Trump sei. Keine Frage, die Diagnose des aktuellen Zustandes ist vollkommen richtig. Die USA sind in allen Bereichen der Gesellschaft tief gespalten. Diese Spaltung Donald Trump anzukreiden ist allerdings nicht ganz korrekt. Das Land war schon unter der Obama-Administration tief gespalten. Die Regierung Obama hat die großen Städte an den Küsten wirtschaftlich gefördert, den Mittleren Westen, insbesondere den sogenannten Rust Belt aber sträflich vernachlässigt. Die Stahl- und auch die Automobilindustrie zum Beispiel waren am Sterben, die Menschen dort haben ihre Arbeitsplätze verloren und die Opiat-Krise hat Dimensionen apokalyptischen Ausmaßes angenommen, mit unzähligen Drogentoten und Selbstmorden. Die Menschen dort haben aus ihrer Verzweiflung heraus Donald Trump gewählt und in den Jahren vor Corona hat Trump viel für diese abgehängte Region getan, es kam sogar zu einem wirtschaftlichen Wachstum. Das ist auch der Grund, warum über 70 Millionen Amerikaner wieder Trump gewählt haben.

Dirk Grote

zu: „Ich glaube an die Kraft der Schönheit“

Porträt über die Architektin Anna Philipp, die Schönheit als einen Wesenszug Gottes sieht und das auch durch ihre Arbeit zeigen will

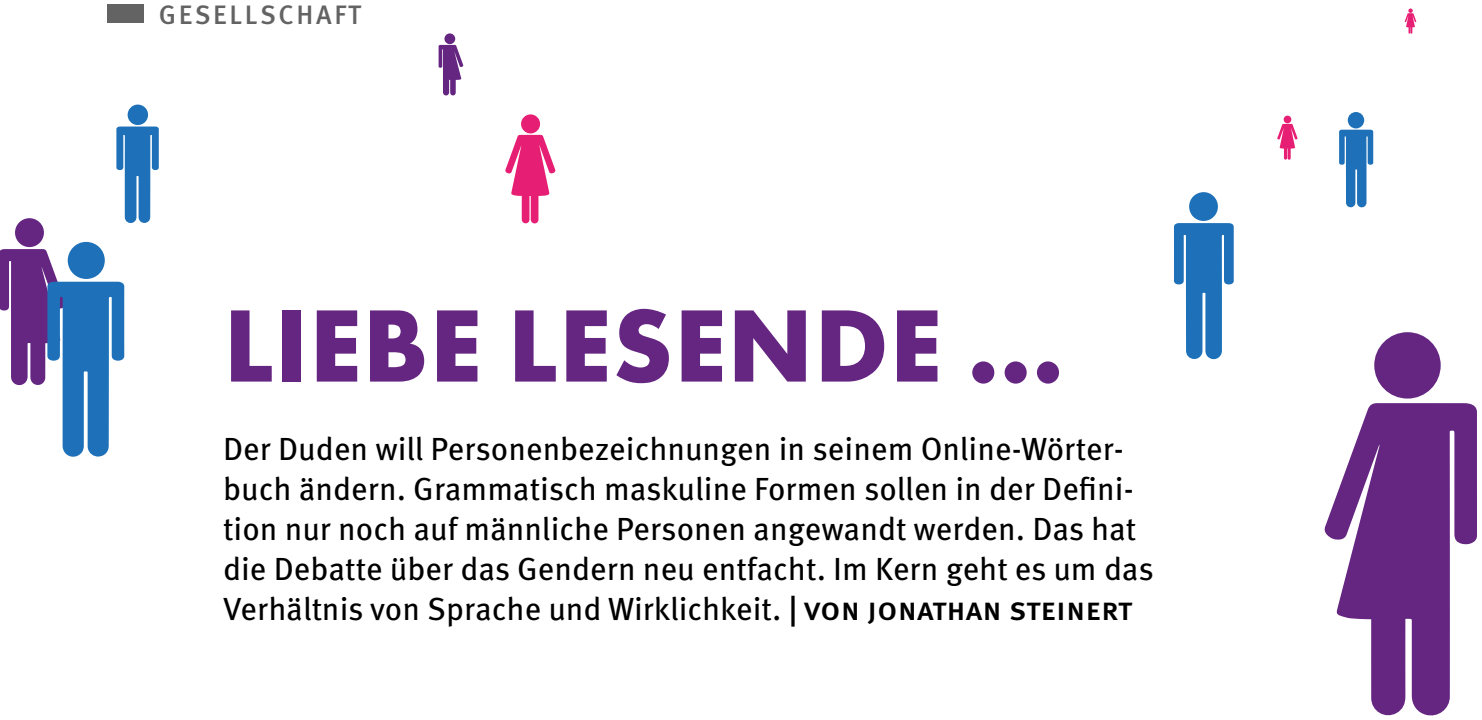
Wer soll mit dem Inhalt und insbesondere den Fotos angesprochen werden? Wenn ich in einer Zweizimmerwohnung in der Stadt lebe, ist der Hinweis auf die Schönheit der Villa Philipp ein Hohn. Wenn Schönheit so elitär und teuer ist, werden sehr viele Menschen, aber auch Christen darauf verzichten müssen. Dabei ist Schönheit des Creators ohne Geld zu haben. Insbesondere in der Natur ist die „DNA Gottes“, um zu zitieren, sicht- und fühlbar zu erleben (Waldgottesdienst, Zeltlager, Freizeiten oder Wanderungen), auch in der Botanik und Fauna. Und ein kurzer Hinweis auf das Kruzifix im Gebetshaus: Theologisch leider daneben. Das Kreuz Christi stand zu unserer Rettung an einem bestimmten Ort auf dem Boden dieser Erde. Zwischen Himmel und Erde sind Phantasien angesiedelt und vielleicht die Schönheit. Diese Kritik soll nicht niedermachen, sondern korrigierend ermutigen.

Ernst-Reinhard Steinke

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet Redaktionsleiter Digital Nicolai Franz.

Christliches Medienmagazin pro
Charlotte-Bamberg-Straße 2
35578 Wetzlar
leserbriefe@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 5 66 77 77
Telefax: (0 64 41) 5 66 77 33



LIEBE LESENDE …

Der Duden will Personenbezeichnungen in seinem Online-Wörterbuch ändern. Grammatisch maskuline Formen sollen in der Definition nur noch auf männliche Personen angewandt werden. Das hat die Debatte über das Gendern neu entfacht. Im Kern geht es um das Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit. | VON JONATHAN STEINERT

Die Leser in ihrer Gesamtheit könnten es in Zukunft schwerer haben. Denn im Duden sollen sie bald nicht mehr zu finden sein – sondern nur noch männliche und weibliche Personen, die lesen.

Die Pläne der Dudenredaktion, die über 12.000 Personenbezeichnungen auf duden.de im Laufe dieses Jahres zu überarbeiten, haben die Debatte über das Gendern und über Geschlechtergerechtigkeit in der Sprache neu entfacht. Grammatisch feminine Formen wie „Lehrerin“ und „Sportlerin“ bekommen einen eigenen Eintrag und verweisen nicht mehr nur auf die maskuline Form, von der sie sprachlich abgeleitet sind. Gleichzeitig sollen die grammatisch maskulinen Formen so definiert werden, dass sie nur noch männliche Personen meinen.

Bislang erklärte der Online-Duden zu „Lehrerin“, dies sei die weibliche Form zu „Lehrer“. Dies wiederum sei „jemand, der unterrichtet“. Inzwischen ist er eine „männliche Person“, die Lehrerin eine weibliche. Die geschlechtsneutrale Bedeutung des grammatischen Maskulinums sieht der Duden in der Wortdefinition zukünftig nicht mehr vor. Stattdessen klärt ein Infokasten darüber auf, das „in bestimmten Situationen“ diese Form gebraucht werde, um Personen aller Geschlechter zu bezeichnen. Sprachlich eindeutig sei dies jedoch nicht.

Vor allem im Plural bezieht sich diese Form häufig auf Gruppen von Menschen, unabhängig von ihrem Geschlecht: Die deutschen Weltmeister im Mixed-Team-Skispringen sind zwei Frauen und zwei Männer. Sind zwei von ihnen benachteiligt, wenn alle zusammen als „die Weltmeister“ bezeichnet werden, ohne sprachlich ihre Geschlechter zu unterscheiden?
Befürworter des Genderns sagen: Ja. Was nicht genannt wird, wird auch nicht wahrgenommen. Und maskuline Formen lassen einen mehr an Männer als an Frauen denken, so das Argument. Seit mehreren Jahren etablieren sich deshalb Formulierungen und Hilfskonstruktionen, die möglichst geschlechtergerecht weder Frauen noch Männer benachteiligen, oder Personen, die sich keinem dieser beiden Geschlechter zugehörig fühlen. Sprache soll alle sichtbar machen. Die Diskussion darüber, ob für diesen Zweck die Sprache umgebaut werden muss, dauert ebenso lange an. Dass der Duden nun konsequent in diese Richtung geht, gibt diesem Anliegen besonderes Gewicht. Schließlich gilt der Duden als wichtigstes Standard-Nachschlagewerk für die deutsche Sprache.

Richtig ist, dass sich Sprache verändert und dass sich das in den Wörterbüchern niederschlagen soll. Das ist auch das Argument für die Dudenredaktion, die Personenbezeichnungen anzupassen. Die bisherige Art und Weise der Einträge sei häufig kritisiert worden, erklärte sie und betonte auf pro-Anfrage: „Der Duden greift nicht normierend in den Sprachgebrauch ein. Die Änderung fußt auf einem veränderten Sprachgebrauch, den die Dudenredaktion nachzeichnet.“

Es sei präziser, wenn die maskulinen Formen die männliche Bedeutungsdefinition erhalten. Das bilde den aktuellen Sprachgebrauch und die Kernbedeutung der maskulinen Personenbezeichnung ab, erklärte Nicole Weiffen, Sprecherin des Dudenverlags, gegenüber pro. Das generische Maskulinum wolle der Duden damit keineswegs abschaffen. Doch es werde im Sprachgebrauch immer weiter zurückgedrängt. Und der Duden orientiere sich nun einmal daran, wie die Sprachgemeinschaft Sprache verwendet, und konzentriere sich nicht darauf, einen bestimmten Sprachgebrauch zu bewahren.

Das generische Maskulin hat noch viele Freunde

Tatsächlich aber ist die generische, geschlechtsunabhängige Verwendung der maskulinen Form nach wie vor verbreitet. Das belegen verschiedene Umfragen.Laut einer Studie, die Infratest Dimap für die Zeitung Welt am Sonntag im Mai vorigen Jahres erstellte, halten 56 Prozent der Deutschen nichts vom Gendern – von den befragten Frauen sagen das 52 Prozent. Gut ein Drittel der Studienteilnehmer sind ganz oder eher dafür.

Zweifellos sucht ein Teil der Sprachgemeinschaft nach anderen Formen, um Geschlechtsidentitäten zu bezeichnen. Daher ist es auch die Aufgabe des Dudens, diese Veränderungen in der Sprache wiederzugeben. Hier scheint dies aber einseitig zu Ungunsten einer bestimmten Form – des generischen Maskulinums – zu geschehen. Dem Sprachgebrauch wird das nicht ge-

recht. Wenn der Duden eine Verdrängung des generischen Maskulinums feststellt, weckt das die Frage, ob er diesen Prozess mit seinem Vorgehen nicht selbst begünstigt. Eine Alternative wäre es, die maskulinen Formen in beiden Varianten zu definieren: sowohl in der geschlechtsübergreifenden Bedeutung als auch in der auf „männliche Personen“ bezogenen Bedeutung. So handhabt es das Online-Wörterbuch des Instituts für Deutsche Sprache. Dort gibt es für „Lehrer“ zwei Erklärungen: die Lesart „Person, die unterrichtet“ sowie als Spezifizierung „männliche Person, die unterrichtet“.

Der Verein für Deutsche Sprache kritisierte die Pläne der Dudenredaktion als „problematische Zwangs-Sexualisierung, die in der deutschen Sprache so nicht vorgesehen ist“. Damit meint er: Wer in grammatischen Geschlechtern auch zwingend ein biologisches Geschlecht sieht, irrt. Eine Online-Petition zur Rettung des generischen Maskulinums fand bis Ende März über 33.000 Unterstützer. Zu den Erstunterzeichnern gehören unter anderem der ehemalige Bundestagspräsident Wolfgang Thierse, die Publizistin Birgit Kelle, der Arzt Dietrich Grönemeyer, Bastian Sick, Autor von „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“, sowie weitere Akademiker und Publizisten.

In manchen Kontexten ist es angemessen und sinnvoll, Frauen und Männer als solche zu benennen, etwa wenn konkrete Personen angesprochen werden. Ein Bezug auf das Geschlecht ist inhaltlich aber oft nicht notwendig oder gewünscht, weshalb eine neutrale Form in solchen Fällen hilfreich ist. Der Witz ist: Das generische Maskulinum ist bereits geschlechtsneutral. Genauso wie die grammatisch feminine „Person“, der maskuline „Mensch“ oder das Pluralwort „Leute“; eine Gruppe ist grammatisch feminin, selbst wenn sie nur aus Männern besteht, und „das“ Mädchen ist kein ungeschlechtliches Wesen.

Hilfskonstruktionen mit Binnen-I oder Sternchen – was nach den Regeln der Wortbildung ohnehin fragwürdig ist – betonen diesen geschlechtlichen Bezug gerade erst. Der Knackpunkt der ganzen Diskussion liegt in der Annahme, dass die grammatisch maskuline Form die Leser und Hörer grundsätzlich vor allem an Männer denken lässt. Studien belegen diese Tendenz. Menschen anderen Geschlechts seien so sprachlich und damit auch gedanklich unterrepräsentiert.

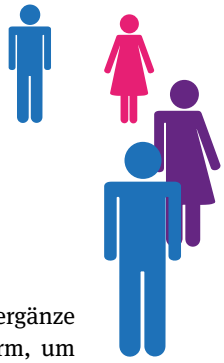
Brüder und Schwestern

Diese Position vertritt auch die Evangelische Kirche in Deutschland, die ein eigenes Studienzentrum für Genderfragen unterhält. „Die evangelische Kirche versteht sich als Kirche des Wortes, ein achtsamer Umgang mit Sprache ist für sie deshalb existenziell wichtig. In der Sprache unsichtbar zu sein bedeutet, auch in der Realität marginalisiert zu sein“, erklärt die Pressereferentin des Zentrums, Kristina Bedijs. Jedoch seien alle Menschen Geschöpfe Gottes und verdienten es, wahrgenommen zu werden. Der Rat der EKD hat daher beschlossen, in der schriftlichen Kommunikation zu gendern, also „geschlechtergerecht“ zu formulieren oder „geschlechterumfassend“, wie es beim Zentrum für Genderfragen heißt. Die EKD empfiehlt je nach Situation und Aussageabsicht verschiedene Varianten, etwa geschlechtsunspezifische Formulierungen wie „Mitarbeitende“ oder – die grammatisch feminine – „Fachkraft“, die Paarform wie „Pfarrerinnen und Pfarrer“ oder den sogenannten Genderstern (*). Auch einen Leitfaden für geschlechtergerechte Sprache mit zahlreichen Beispielen stellt die EKD zur Verfügung.

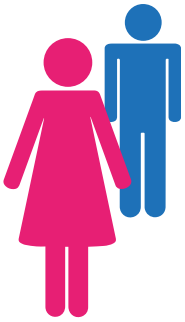
Im Sommer will das Studienzentrum eine Broschüre veröffentlichen, die sich mit den wiederkehrenden Argumenten gegen das Gendern wissenschaftlich auseinandersetzt. „Man weiß aus vielen wissenschaftlichen Studien vor allem, wann Sprache nicht gerecht ist: nämlich dann, wenn durchgehend nur in einem Genus formuliert wird – das ist sowohl beim generischen Maskulinum als auch beim generischen Femininum der Fall“, sagt Bedijs. Welche Effekte die alternativen Formulierungen haben, werde sich zeigen, sagt sie: „Aktuell befinden wir uns in einer spannenden Phase des Experimentierens.“

Bei der Übersetzung der Bibel in zeitgenössisches Deutsch stellt sich die Frage nach der geeigneten Personenbezeichnung ebenfalls. Spricht Jesus zu Jüngerinnen und Jüngern? Sind mit den „Brüdern“ auch Schwestern gemeint? Sven Bigl von der Deutschen Bibelgesellschaft erklärte auf Anfrage von pro, der hebräische und griechische Grundtext, dem jede Übersetzung verpflichtet sei, formuliere häufig generisch. „Ob mit den Formulierungen jeweils auch ausdrücklich Frauen gemeint sind, ist oft eine Frage des Zusammenhangs und der Auslegung.“ Die seit Mitte Januar vollständig vorliegende „BasisBibel“ ergänze an bestimmten Stellen ausdrücklich die weibliche Form, um Frauen sichtbar zu machen.

„Die evangelische Kirche versteht sich als Kirche des Wortes, ein achtsamer Umgang mit Sprache ist für sie deshalb existenziell wichtig.“



Bei der Anrede in den Briefen des Neuen Testaments heißt es etwa „Liebe Brüder und Schwestern“ – so handhabt es auch die revidierte Lutherübersetzung von 2017. Die „BasisBibel“ erklärt in einer Notiz zu dieser Formulierung, dass das originale griechische Wort „adelphos“ zwar „Bruder“ heiße, aber weibliche und männliche Mitglieder der Gemeinde meine – also eine generische Bedeutung hat. Beim Begriff „Jünger“ lässt die neue Übersetzung auch im Deutschen das generische Maskulinum stehen und erklärt in der dazugehörigen Notiz: „Wörtlich ‚Schüler‘. Frauen und Männer, die ihrem Lehrer folgten und von ihm lernten.“ So versuche die „BasisBibel“ die „Nähe zum Grundtext zu wahren und gleichzeitig das Bedeutungsspektrum unserem heutigen Verständnis entsprechend wiederzugeben“, erklärte Bigl.



Verhängnisvoller Verlust

Die Vermeidung des generischen Maskulinums verfolgt ein Ziel: Sprache soll sich verändern, um Menschen nicht-männlichen Geschlechts sichtbarer zu machen, mithin die gesellschaftliche Realität über das Mittel der Sprache zu beeinflussen. Die Veränderung des Sprachgebrauchs folgt hier nicht zuerst einer mehr oder weniger natürlichen Entwicklung, wie sie zu beobachten ist, wenn durch die alltägliche Praxis etwa neue Wörter in den Wortschatz gelangen wie das Verb „googeln“. Bei der Abkehr vom generischen Maskulinum geht es stärker um eine bewusste Anpassung des Sprachgebrauchs zu einem bestimmten Zweck. Womöglich ist auch das der Grund, warum sich dagegen Widerstand regt.

Dorothea Wendebourg, bis 2017 Inhaberin des Lehrstuhls für Mittlere und Neuere Kirchen- sowie Reformationsgeschichte an der Humboldt-Universität in Berlin, dreht die Argumentation um: „Was dazu geführt hat, dass über weite Strecken das grammatische mit dem physischen Maskulin gleichgesetzt wurde, sind die historischen Umstände. In den meisten Berufen und hervorgehobenen Positionen waren es nun einmal Männer, die sie innehatten. So bildete das Verständnis der grammatisch maskulinen Form die realen gesellschaftlichen Verhältnisse ab“, schreibt sie in einem Beitrag, den die Frankfurter Allgemeine Zeitung veröffentlichte. Ihrer Ansicht nach hat nicht die Grammatik der deutschen Sprache dazu geführt, dass Frauen weniger sichtbar sind. Vielmehr habe die Tatsache, dass Frauen in gesellschaftlichen und öffentlichen Positionen weniger sichtbar waren und sind, dazu geführt, dass bestimmte sprachliche Begriffe vor allem mit Männern in Verbindung gebracht werden. Wendebourg macht sich daher dafür stark, dass sich Frauen die generisch maskulinen Formen durch eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse zurückerobern. Denn nur, wenn es das generische Maskulinum weiterhin gebe, könnten Frauen auch „die einflussreichsten aller Regierungschefs“ sein und so bezeichnet werden – als Teil der Gesamtheit.

„Es gibt keine gerechte oder ungerechte Grammatik, es gibt nur gerechte und ungerechte Menschen und Verhältnisse“, betont Wendebourg gegenüber pro. Es sei verhängnisvoll, „wenn wir keine Begriffe mehr bilden und verwenden, die für die Gesamtheit aller zugehörigen Menschen gelten“. Das habe auch Folgen für die parlamentarische Demokratie: Die baue darauf auf, dass „prinzipiell jeder Mensch, zu welchem Geschlecht, welcher sozialen Schicht, welchem Bekenntnis er auch gehört, jeden anderen repräsentieren kann“.

Mit Blick auf die Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen sieht Wendebourg ebenfalls einen Verlust darin, sollte das generische Maskulinum verschwinden. „Dann kann nicht mehr von ‚allen Christen‘ im Sinne der gesamten Christenheit die Rede sein, sondern nur noch von Gruppen innerhalb ihrer – ‚Christen und Christinnen‘, vielleicht bald noch weiteren Untergruppierungen.“

Anzeige

Ob an Hilti, Computer oder Kochlöffel:
Bei uns bist du goldrichtig!

JÜNGERSCHAFT IM
JAHRESTEAM
Begeisternd. Prägend. Unschlagbar.

Melde dich JETZT an zum FSJ und BFD

Lebenszentrum Adelshofen
75031 Eppingen, Wartbergstraße 13
www.LZA.de/jahresteam

Wie viel Mut tut gut?

Der Journalist und Autor Daniel Böcking schreibt über Gespräche mit seinen Kindern über Gott und die Welt. Heute geht es um Mut und Vertrauen. | VON DANIEL BÖCKING

Es ist ein Privileg, dass ich in jeder Ausgabe dieses Magazins den Raum für einen Text bekomme. Heute möchte ich einen guten Teil davon nutzen, um jemand anderen zu Wort kommen zu lassen. Ein Pastor und Missionsleiter wies mich auf ein Zitat von Martin Luther hin, das so spannend in dieser Corona-Zeit ist, dass ich es mit Ihnen teilen möchte.

Schon während der Pest gab es wohl die Diskussion, wie man sich vernünftig in so einer Krise verhält. Und Luther antwortete während eines lokalen Ausbruchs auf die Bitte um Rat im Jahr 1527 so: „Wohlan, der Feind hat uns durch Gottes Verhängnis Gift und tödliche Krankheit hereingeschickt. So will ich zu Gott bitten, dass er uns gnädig sei und wehre. Danach will ich auch räuchern, die Luft reinigen helfen, Arznei geben und nehmen, Orte und Personen meiden, wo man meiner nicht bedarf, damit nicht ich selbst verwahrlose und dazu durch mich vielleicht viele andere vergiftet und angesteckt werden und ich ihnen durch meine Fahrlässigkeit zur Ursache des Todes werden würde. Will mich mein Gott indes haben, so wird er mich wohl finden. So aber habe ich getan, was er mir zu tun gegeben hat, und bin weder an meinem eigenen Tod noch an dem des Anderen Schuld. Wo aber mein Nächster mich braucht, will ich weder Ort noch Person meiden, sondern frei zu ihm gehen und helfen, so wie oben gesagt ist. Siehe, das ist ein rechter gottesfürchtiger Glaube, der nicht dummkühn und frech ist und der Gott auch nicht versucht.“

Ich finde diese Idee stark! Angstfrei, aber nicht „dummkühn“ (was für ein hübsches Wort)! Vorsichtig, umsichtig – aber nicht zitternd im Schneckenhaus. Mutig – nicht dämlich.

Es ist ein großer Sprung vom Mega-Thema Corona zu Wochenend-Ausflügen mit den Kindern. Doch „Mut“ spielt auch im Kleinen seine Rolle. Ich war in den vergangenen Wochen oft verdutzt, wie weit da die Ansichten auseinander gehen: Was traue ich meinen Kindern zu? Wo ermutige ich sie? Wovor muss ich sie beschützen?

Lieber eine Schramme als ein Leben in Watte

Beispiel Eislaufen: Nach vielen Tagen Dauerfrost ging ich mit unserem Nachwuchs-Quartett auf Schlittschuhen auf einen zugefrorenen See. Natürlich habe ich vorher die Eisdicke überprüft. Es war herrlich. Abends erfuhr ich dann, dass anderswo Familien mit Polizei-Helikoptern vom Eis geholt worden waren. Auf Twitter las ich, wie leichtsinnig Väter wie ich sein müssen ... Das hat mich beschäftigt. Ich halte mich nicht für einen gedankenlosen Hallodri, der das Leben seiner Kinder aufs Spiel setzt.

Aber bei unseren Geocaching-Abenteuern lasse ich unsere Neunjährige an Seilen hoch in Bäume klettern. Wir erforschen alte Bunker und Ruinen, wo oft Scherben rumliegen und Steine in Mauern wackeln. Wenn sie eine Böschung runterrollen möchten: Sollen sie doch. Niemals würde ich sie bewusst einem Todesrisiko aussetzen. Aber eine Schramme oder ein dicker blauer Fleck sind mir lieber als ein Leben in Watte.

„Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Ängstlichkeit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit“, heißt es in 2. Timotheus 1,7. Es wurde der Taufspruch für eines unserer vier Kinder (1, 5, 7, 9). Und ich hoffe, dass unsere Leine für sie lang genug ist, dass sie diese Tugenden entwickeln können.

Mein Ex-Kollege Alexander von Schönburg schreibt in seinem Buch „Die Kunst des lässigen Anstands“: Jede Tugend liege genau in der Mitte zwischen zwei Lastern. Der Mut, den ich unseren Kindern vorleben möchte, ist die Mitte zwischen Feigheit und Tollkühnheit. Dieser Mut ist nicht die Abwesenheit von Angst. Er ist das Vertrauen auf das eigene Können, auf die Eltern und auf Gott.

Daniel Böcking, 44 Jahre, ist Autor der Bücher „Ein bisschen Glauben gibt es nicht – Wie Gott mein Leben umkrempelt“ und „Warum Glaube großartig ist. Mein Glück mit Jesus“ (beide im Gütersloher Verlagshaus). Er war Vize-Chefredakteur bei BILD und arbeitet seit Januar als Chefredakteur bei der Agentur StoryMachine. Mit seiner Frau und den vier Kindern lebt er in Berlin.

Foto: Daniel Böcking

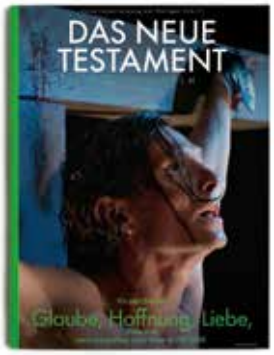
Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion

Unterwegs durchs Leben

Das Album von Lars Peter passt genau in diese Zeit: voller Aufbruch, Hoffnung, Mut und Zuversicht. Die ehrlichen Lieder verschleiern aber auch nicht das Negative – so gehören Tod, Trauer und Leere genauso zum Leben. Musikalisch ist es ebenso abwechslungsreich: Von nachdenklichen bis hin zu stimmungsvollen Liedern ist vieles dabei. Der Hörer gewinnt den Eindruck, er geht mit Peter durchs Leben – mit Freude auf Zukünftiges. Das Lied „Vater unser“ geht zu den Wurzeln des Glaubens, während das Lied „Neue Zuversicht“ Frische und einen Neuanfang beschreibt. Es ist die Mischung aus identitätsstiftenden Inhalten und der puren Lebensfreude, die Begeisterung beim Hören auslöst. Die deutschen Texte verdeutlichen die Liebe Gottes, der Begleiter und Tröster im Leben ist. | **JOHANNES SCHWARZ**

Lars Peter: „Immer weiter“, Gerth Medien, 16 Euro



Hochglanz-Cover für das Neue Testament

„Das Neue Testament als Magazin“ ist ein experimentelles Format des Journalisten und Medienunternehmers Oliver Wurm. Es will den Bibeltext kunstvoll und typographisch in Szene setzen. Ein farbiges Register bietet Orientierung. Einzelne Absätze sind mit Überschriften versehen. Somit wirkt es sehr aufgeräumt. Zentrale Botschaften, zum Beispiel zur Person Jesu, sind durch größere Schrift hervorgehoben. An manchen Stellen stört das den Lesefluss jedoch. Einen interessanten Service bieten 16 Seiten Infografiken zu Hintergründen über die Bibel. Ergänzende Fotos aus dem Film „Jesus Cries“, unter anderem auf dem Cover, irritieren aber mehr, als dass sie das Lesen unterstützen. | **JONATHAN SCHRADI**

Oliver Wurm, Andreas Volleritsch (Hg.): „Das Neue Testament als Magazin“, Katholisches Bibelwerk, 354 Seiten, 12 Euro, ISBN 9783460440685

Macken machen stark

Oft sind es die scheinbar simplen Botschaften, die Kinderbücher so besonders machen. Die in diesem lautet: Dellen machen schön. Oder im Falle von Teddybär Pollo: Ein abgerissener Arm ist nicht einfach eine Macke, sondern macht stark. Deshalb wirft Junge Fred ihn auch nicht auf den Müll, sondern bestreitet mit ihm auch nach dessen Unfall die verrücktesten Abenteuer. Offensichtlich bearbeitet der im Rollstuhl sitzende Autor Samuel Koch hier mit seiner Frau auch sein eigenes Schicksal. Gut so. Denn oft setzen sich Kinderbücher vor allem mit dem emotionalen Befinden der Kinder selbst auseinander – und nachgeordnet damit, wie sie mit ihrer Umwelt umgehen. „Das Kuscheltier-Kommando“ geht den umgekehrten Weg und gibt jungen wie älteren Lesern so Denk- und Gesprächsstoff. | **ANNA LUTZ**

Samuel und Sarah Koch: „Das Kuscheltierkommando. Eine Geschichte über wahre Stärke“, Edel Kids Books, 32 Seiten, 14,99 Euro, ISBN 9783961291847

„Gott hat noch was vor“

„Double the blessing“ heißt das neue Buch der christlichen Influencerin Jana Highholder. Darin berichtet die 23-jährige Medizinstudentin von ihrem Weg mit Gott. Offen und direkt schildert sie die schwere Zeit ihrer Krebserkrankung während ihrer Grundschulzeit und wie ihr Weg im Glauben dadurch erst so richtig begann. Auch freudige Ereignisse wie ihre Taufe im Jahr 2013 spielen eine Rolle. Highholder nimmt den Leser mit in ihre ganz persönliche Glaubens- und Gedankenwelt – ihre Schilderungen sind oft emotional, ganz ähnlich dem, wie sie auch in ihren Videos auftritt. Doch ihre Freude am und tiefe Verwurzelung im Glauben sind unverkennbar. Bei allem spricht sie den Leser direkt an und ermutigt ihn, selbst auf die Suche nach Gott zu gehen. Leicht lesbar und unkompliziert geschrieben, richtet sich das Buch vor allem an die jüngere Generation. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Jana Highholder: „Double the blessing“, 160 Seiten, Herder, 16 Euro, ISBN 9783451032851

Kurzweiliger Reiseführer durch die Bibel

„111 Bibeltexte, die man kennen muss“ von Andreas Malessa liest sich wie ein kurzweiliger Reiseführer durch die Bibel. Die kurzen Erklärstücke zu den Bibeltexten sind knackig und salopp formuliert, Impulse für den Alltag. Ganz im Sinne der Aussage „Du kommst auch drin vor“, auf die der Autor schon in seinem Vorwort Bezug nimmt. Trotzdem fehlt es nicht an Tiefgang. Malessa bricht schwierige Texte für Bibel-Laien verständlich herunter. Am Buch Hiob zeigt er, was bedingungsloses Gottvertrauen bedeuten kann. Besonders erfrischend sind die Kapitel-Überschriften. Ob „In Zukunft nur mit Schwiegermutter“ (Buch Ruth) oder „Ein Kuss, ein Schlag, ein Flitzer“ (Gefangennahme Jesu) – sie sind gewitzt und machen das Buch unterhaltsam. Auch wenn es sich eher an ein Publikum richtet, das nicht so häufig die Bibel aufschlägt – auch für Bibelleser ist es ein Gewinn. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Andreas Malessa: „111 Bibeltexte, die man kennen muss“, Emons, 240 Seiten, 16,95 Euro, ISBN 9783740811013

Ein Streifzug durch das Land der Bibel

„Israel ist viel mehr als eine Kulisse.“ Davon ist Assaf Zeevi überzeugt und möchte den Lesern in seinem Buch „Lass das Land erzählen“ neue Dimensionen eröffnen. Der Israeli wagt einen chronologischen Rundumschlag durch das Land der Bibel: Er gibt eine geschichtliche Einordnung über die Zeit der Erzväter, Moses und Josuas, sowie über die Zeit der Richter, Könige und Propheten. Schließlich beschreibt er die Lebenswirklichkeit Jesu. Zeevi ordnet archäologische Funde ein und erklärt den Streit der bibelkonformen mit den bibelkritischen Archäologen um das Davidische Reich: „Das klingt nach einer langweiligen akademischen Diskussion. Ist es aber nicht, denn im Kern geht es dabei um nichts anderes als um die Glaubwürdigkeit der Bibel.“ Das Buch bietet Mehrwert – für Leser, die sich erstmals mit Israel beschäftigen ebenso wie für solche, die das Land schon oft bereist haben. | **MIRJAM HOLMER**

Assaf Zeevi: „Lass das Land erzählen. Eine Reise durch das biblische Israel“, SCM Hänssler, 288 Seiten, 19,99 Euro, ISBN 9783775160759

Wer denkt in meinem Gehirn?

Sind wir mehr als unser Gehirn? Und wenn unser Gehirn alles ist, haben wir dann überhaupt einen freien Willen? Die britische Neurowissenschaftlerin Sharon Dirckx behandelt diese Frage aus christlicher Sicht und kommt zu dem Schluss: Unser freier Wille deutet darauf hin, dass es Gott gibt. Dirckx befasst sich mit den wichtigsten Themen, die im Zusammenhang von Glaube und Gehirn diskutiert werden, etwa dem Bewusstsein oder der Frage: Haben wir einen freien Willen? Die ist eng mit der Entscheidung verknüpft, ob wir für unser Tun überhaupt verantwortlich gemacht werden können. Und ob der Glaube an Gott Sinn macht oder – im wahrsten Sinne des Wortes – ein Hirngespinst ist. Leicht verständlich auch für Nichtwissenschaftler, und ein kompakter Überblick über alles, was bei diesem Thema für gläubige Menschen relevant ist. | **JÖRN SCHUMACHER**

Sharon Dirckx: „Ich denke, aber ich bin mehr. Identität zwischen Neurowissenschaft und Schöpfungsglaube“, SCM R. Brockhaus, 160 Seiten, 14,99 Euro, ISBN: 3417241669

Öffnet den Diskurs

Hamed Abdel-Samad sorgt sich um Debattenkultur und Demokratiefähigkeit des Bürgertums. Moral, falsch gemeinte Toleranz und Denkverbote hätten den Diskurs verengt. In seinem Buch „Aus Liebe zu Deutschland“ begibt er sich auf die Suche nach der Identität des Landes. Dabei verbindet er Biografisches und Gespräche mit Zeitgenossen, etwa dem ehemaligen Bundespräsidenten Joachim Gauck oder der SPD-Politikerin Sawsan Chebli. „Ein Land, das sich seiner Identität und Werte nicht sicher ist, kann weder dem eigenen Volk ein stabiles Selbstwertgefühl geben noch kann es Einwanderern eine attraktive Identität anbieten“, konstatiert der Islamkritiker. Seine Forderung: Den Diskurs öffnen, eine Wertedebatte führen und eine aufgeklärte Leitkultur installieren. Wen die religionskritische Grundhaltung die Autors nicht stört, findet in dem „Appell an die Mitte“ ein kurzweiliges, bisweilen pathetisches, aber erfrischend kritisches Buch, das zum Nachdenken anregt. | **NORBERT SCHÄFER**

Hamed Abdel-Samad: „Aus Liebe zu Deutschland“, 224 Seiten, dtv, 19,95 Euro, ISBN 978342328247

Anzeige

PRO

Website im frischen Look

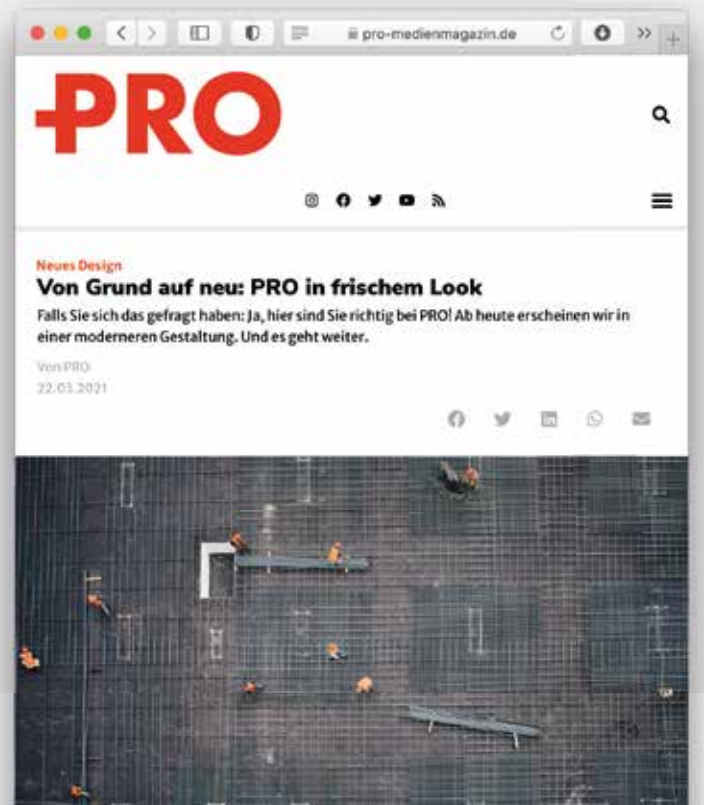
Sie möchten mehr von uns lesen?

Wir freuen uns sehr, dass Sie die PRO lesen! Jeden Tag aktuelle Informationen gibt es übrigens auf pro-medienmagazin.de: Politik, Medien, Gesellschaft, Kultur.

Seriöser Journalismus aus christlicher Perspektive

Gerade haben wir unsere Website von Grund auf neu gestaltet – und sind gespannt, was Sie davon halten. Bei einem frischen Anstrich ist es nicht geblieben: Auch unser Logo haben wir modernisiert.

Haben Sie das angedeutete „+“ im „P“ erkannt? Dafür wollen wir stehen: Für das Plus an wichtiger Information, für das Gute, das Konstruktive im Journalismus – natürlich immer aus christlicher Perspektive. Das heißt nicht, dass wir nur über „gute“, angenehme Themen berichten.

Wir sind als christliches Medium der Wahrheit verpflichtet. Und die tut manchmal weh. Aber Wahrheit ist oft auch erfrischend und ermutigend, sie lädt ein zum Nachdenken, zum Umdenken, zum Weiterdenken. Auch dafür steht das Plus. Manche erinnert es zudem an das Kreuz oder das Christusmonogramm (Chi-Rho, ☧), die auf Jesus Christus hinweisen.

Jetzt online weiterlesen!
pro-medienmagazin.de